



Lehren, Lernen, Prüfen

Fast wie im richtigen Praxisalltag

Mit Hilfe der Prüfungsform OSCE werden Studierende berufsnah mit praxisrelevanten Situationen konfrontiert. Ein Blick hinter die Kulissen einer nicht ganz alltäglichen Prüfungssituation. ▶ 8



Neue Medien für die Ausbildung

Die heutigen Studierenden sind mit den digitalen Medien aufgewachsen. Was bedeutet das konkret für das Lehren, Lernen und Prüfen am Fachbereich Gesundheit? ▶ 18



Fokus: Lehren, Lernen, Prüfen

- 05 Theorie-Praxis-Bezug
- 08 Fast wie im richtigen Praxisalltag
- 11 Kompetenznachweis mit Erfolgsrezept
- 13 Mit spitzer Feder
- 14 Mit Begeisterung von der «Schülerbetreuerin» zur «Praxisausbildnerin»
- 18 Neue Medien fürs Lehren, Lernen und Prüfen
- 20 Lernen in Aus- und Weiterbildung: ähnlich, aber nicht gleich
- 22 Studieren in einer Kooperation – Herausforderungen und Chancen

Pflege

- 24 Vom Studienort zum Arbeitsort

Hebamme

- 26 Ein neuer Beruf oder erweiterte Kompetenzen?

Physiotherapie

- 28 Von der Projektskizze bis zum wissenschaftlichen Diskurs

Ernährung und Diätetik

- 30 Fallorientierte Kompetenzentwicklung mit Interventionen

Forschung

- 32 Einmal Praxis–Labor retour

Interdisziplinäres

- 34 «Für das Studium braucht es den nötigen Biss»

Internationales

- 36 Welcome, bienvenue und herzlich willkommen in der International Lounge

Weiterbildung

- 38 Ambulante Pflege und Betreuung: ein aktuelles Weiterbildungsangebot

Diplomfeier

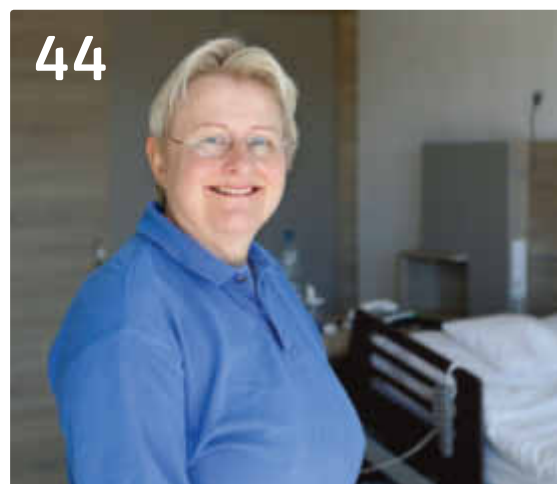
- 40 Abschlussfeier der Master- und Bachelorstudiengänge

Im Dialog mit ...

- 44 Pascale Lavina

Weiterbildung

- 46 Aus- und Weiterbildungen an der Fachhochschule





Prof. Dr. Cornelia Oertle
Leiterin Fachbereich Gesundheit

Liebe Leserin, lieber Leser

Für Sie von uns ein völlig neues Kundenmagazin. Oder doch nicht ganz neu? Da die ganze Berner Fachhochschule ein neues Kleid bekommen hat, trägt dies auch unser Kundenmagazin. Inhaltlich jedoch wird Sie «Frequenz» in gewohnter Manier fundiert über Spannendes aus dem Fachbereich Gesundheit FBG und über wichtige Gesundheitsthemen informieren. Eine kleine inhaltliche Neuerung haben wir uns erlaubt: In der Rubrik «Im Dialog mit ...» wollen wir in jedem Heft eine Persönlichkeit aus dem FBG vorstellen. Wir sind stolz auf unsere Vielfalt und das gesammelte Expertenwissen.

Lehren, Lernen, Prüfen, das Fokusthema der vorliegenden Ausgabe, wagt sich an einen Themenkreis, der die pädagogischen Gelehrten seit Jahrhunderten immer wieder beschäftigt hat. Was ist gute Schule? Was ist gute Lehre? Sind Vorlesungen eine veraltete Lehrform? Begriffe wie selbstgesteuertes Lernen, Schlüsselkompetenzen oder das Ringen um Objektivität bei der Bewertung von Prüfungen prägen die pädagogische Debatte bis heute.

Wir wollen Sie nicht mit einem akademischen Diskurs langweilen, wir wollen Ihnen ganz konkret aufzeigen, was Lehren, Lernen und Prüfen heute am Fachbereich Gesundheit heisst. Denn der FBG hat sich auf die Fahne geschrieben, seinen gut 1000 Studentinnen und Studenten moderne Curricula anzubieten, die den neuesten Erkenntnissen entsprechen. Wir sind überzeugt, dass unsere Studierenden damit bestens für ihr berufliches Leben gerüstet sind.

Wir stellen Ihnen einige spezielle Prüfungsformen am FBG vor, so etwa Diätetik à la Carte oder die OSCE-Prüfung. Auch neue Medien sind bei uns ein Thema, und das Lernen in der Praxis ist auch in einem Hochschulstudium aktuell. Unseren Kooperationsstudiengang, Master of Science in Pflege, nehmen wir genauer unter die Lupe. Und ganz besonders freut mich, dass mein ehemaliger Lehrer und «Doktorvater», Prof. em. Jürgen Oelkers, die Kolumne «Mit spitzer Feder» bestreitet.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Impressum

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Fachbereich Gesundheit
Erscheinungsweise: 2 Mal jährlich
Auflage: 10 000 Ex.
Redaktion: Judith Bögli
Fotos: Karin Scheidegger, Pia Neuenschwander,
Alexander Jaquemet und weitere

Layout: AST & FISCHER AG, Wabern, Lea Hari
Druck: AST & FISCHER AG, Wabern
Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Abonnement: www.gesundheit.bfh.ch/frequenz

News

Erste Abschlüsse des Studiengangs Master of Science in Pflege

Diesen Herbst haben erstmals Studierende des Studiengangs Master of Science in Physiotherapie ihr Studium am Fachbereich Gesundheit abgeschlossen. Gefeierte wurde dies im Rahmen der Abschlussfeier des Fachbereichs Gesundheit. Details und Bilder zur Abschlussfeier finden Sie ab Seite 40 in diesem Heft.

Abstractpreis für Eva Tola

Eva Tola, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Studiengang Master of Science in Pflege, hat den Preis für das beste eingereichte Abstract am 10. Dreiländerkongress psychiatrische Pflege 2013 in Bielefeld gewonnen.

Preisgeld von aha! für Studentin des Studiengangs Ernährung und Diätetik

Bettina Erni, Studierende im Studiengang Ernährung und Diätetik, hat mit ihrer Bachelorarbeit einen Award von aha!, der Schweizer Vereinigung für Allergiebetreffende, gewonnen. Die Jury würdigt damit das innovative Thema «Kritische Kontrollpunkte bezüglich Allergie in einem Restaurant». Ein Teil des Preisgeldes wird im Fachbereich Gesundheit für die Weiterbearbeitung des Themas eingesetzt.

Projekt «Panorama Gesundheitsberufe 2030»

Unter der Leitung von Prof. Dr. Sabine Hahn erarbeitete ein Team des Fachbereichs Gesundheit das Projekt «Panorama Gesundheitsberufe 2030». Das von der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern (GEF) in Auftrag gegebene Projekt verfolgte das Ziel, Wissensgrundlagen zur Sicherung des künftig benötigten Personals zu erarbeiten. Die Projektergebnisse liefern die Basis für Entscheidungen bezüglich der für die Gesundheitsversorgung benötigten Aus- und Weiterbildungen von nichtuniversitären Gesundheitsberufen im Jahr 2030. Weitere Informationen unter http://www.gesundheit.bfh.ch/de/forschung/aktuell/panorama_gesundheitsberufe_2030.html und in der nächsten «Frequenz»-Ausgabe im Juni 2014.

APP-Fachtagung feierte 5-Jahr-Jubiläum

Die fünfte Fachtagung für die ambulante psychiatrische Pflege fand in den Universitären Psychiatrischen Diensten (UPD) in Bern statt. Rund 200 Teilnehmende besuchten die Tagung. Die jährlich stattfindende Tagung wird gemeinsam organisiert vom Verein für Ambulante Psychiatrische Pflege (VAPP), von den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel, UPD Bern, von der Integrierten Psychiatrie Winterthur und der Berner Fachhochschule, Fachbereich Gesundheit.

Attraktives Bachelorstudium Hebamme für diplomierte Pflegefachpersonen

Für diplomierte Pflegefachpersonen (BSc FH/HF oder gleichwertige Vorgängerschulen) bietet der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule ab 2015 den verkürzten Teilzeitstudiengang Bachelor Hebamme an. Dieser Studiengang richtet sich an Frauen, die vor Studienbeginn mindestens ein Jahr Berufserfahrung (und zu mind. 80 Prozent) als diplomierte Pflegefachperson auf einer Akutabteilung nachweisen können.

Follow-Ups

Der Studiengang Master of Science in Pflege veranstaltete am 13. November 2013 den ersten Alumni-Event «Follow-Ups» für Alumni, Studierende, Dozierende und Praxispartner. Zu der gewählten

Thematik «APN in der Schweiz – zwischen Visionen und Realität?» konnten spannende Referentinnen und Referenten aus Forschung, Entwicklung und Politik gewonnen werden.

Dozierendenaustausch und spannende Gäste aus dem Ausland

2013 durfte der Fachbereich Gesundheit verschiedene Gäste aus dem Ausland empfangen. Ende Mai lehrte Prof. Dr. Thomas Fischer von der Evangelischen Hochschule Dresden im Rahmen eines Dozierendenaustauschs im Studiengang Master of Science in Pflege. Gleichzeitig besuchte Prof. Dr. Eva-Maria Panfil die Partnerhochschule in Dresden.

Events

Swiss Congress for Health Professions 2014 in Bern

Am 11. und 12. März 2014 findet in Bern der dritte Swiss Congress for Health Professions SCHP statt. Die Zukunft der Gesundheitsberufe, die Entwicklungen und neuen Herausforderungen in der Gesundheitsversorgung bilden den aktuellen Hintergrund des SCHP 2014. Als Gastgeberin freut sich die Berner Fachhochschule Gesundheit, Sie am 11. und 12. März 2014 in der Bundesstadt begrüßen zu dürfen. Weitere Informationen und Anmeldung unter www.schp.ch

Internationales Skills-Lab-Symposium 2014

Vom 14. bis 15. März 2014 findet in Bern das internationale Skills-Lab-Symposium für praktische Fertigkeiten statt. Gemeinsam stellen die Universität Bern, der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule und das Berner Bildungszentrum Pflege an diesem Anlass ihre Konzepte und Methoden zur Schulung praktischer Fertigkeiten sowie ihre jeweiligen Skills Labs vor. Weitere Informationen unter <http://isls2014.Impl.unibe.ch>

Zweite Fachtagung Geburtshilfe

Am 12. Juni 2014 findet an der Schwarztorstrasse 48 in Bern die zweite Fachtagung Geburtshilfe statt. Ziele dieser Fachtagung sind der interprofessionelle Austausch und die Förderung der Zusammenarbeit zwischen der Berner Fachhochschule (BFH) und ihren Praxisinstitutionen im Hinblick auf gemeinsame forschungsgestützte Projekte. Die Tagung richtet sich an Hebammen, Ärztinnen und Ärzte, Pflegefachpersonen, Elternberatende, Stillberatende, allgemein an der perinatalen Gesundheitsversorgung Beteiligte sowie an weitere Interessierte. Informationen finden Sie zu gegebener Zeit unter www.gesundheit.bfh.ch

Gesundheit & Armut – Ungleich gesund

Am 9. Mai 2014 führt die BFH zusammen mit dem Bundesamt für Gesundheit, der Stadt Bern, dem Schweizerischen Roten Kreuz, Caritas Schweiz und der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe in Bern eine nationale Tagung zum Thema Gesundheit und Armut durch. Das Thema wird aus verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven beleuchtet. Best Practice, Handlungsbedarf und Lösungsansätze werden diskutiert. Informationen und Anmeldung: sozialearbeit.bfh.ch, Web-Code: T-SOZ-9

Massagetag 2014

Am 3. Mai 2014 können sich Interessierte wie jedes Jahr von den Studierenden des Bachelorstudiengangs Physiotherapie massieren lassen. Die Einnahmen des Anlasses sind auch dieses Jahr vollumfänglich für einen guten Zweck bestimmt.

Theorie-Praxis-Bezug

Ein Gewinn für Studierende und Pflegepraxis

Mit dem Modul «Best Practice» wird im berufsbegleitenden Bachelorstudiengang Pflege eine beispielhafte Verknüpfung von Theorie und Praxis erreicht. Die Studierenden erhalten den Auftrag, zwei Pflegestandards betreffend Evidence und Aktualität zu überprüfen. Das Produkt dieser Auftragsarbeit dient gleichzeitig als praxisnaher Kompetenznachweis des Moduls.



Prof. Yvonne Walker Schläfli
Dozentin Bachelorstudiengang Pflege
yvonne.walker@bfh.ch



Prof. Eliane Gugler
Dozentin Bachelorstudiengang Pflege
eliane.gugler@bfh.ch



Prof. Bernhard Auer-Böer
Dozent Bachelorstudiengang Pflege
bernhard.auer@bfh.ch

Die Dozierenden am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule stehen immer wieder vor der Herausforderung, wie die Lehre sinnvoll mit der Praxis verknüpft werden kann. Ein gelungenes Beispiel dafür ist das Modul «Best Practice». In diesem Modul geht es darum, Instrumente zur Optimierung der Patientenversorgung kennenzulernen und die erworbenen Forschungskompetenzen anzuwenden. Zur Lösung von pflegerischen Problemen sind neben Forschungsergebnissen auch klinische Erfahrungen, Patientenpräferenzen und lokale Ressourcen zu berücksichtigen. Die Studierenden erhalten den Auftrag, Pflegestandards aus der Pflegepraxis auf deren Evidence zur überprüfen.

Für das Modul im Frühlingsemester 2013 erteilte Frau Dr. Smoliner, Qualitätsverantwortliche des Ru-

dolfnerhauses in Wien, dem Fachbereich Gesundheit den Auftrag, zwei Pflegestandards, wie sie in dieser Institution angewendet werden, hinsichtlich ihrer Evidence zu überprüfen. Es handelt sich dabei um die beiden Themen «Gefahr von Intertrigo» und «Gefahr von Kontrakturen». Die Wahl fiel auf diese Standards, weil sie seit längerer Zeit nicht mehr überprüft worden waren und eine Unsicherheit in Bezug auf die optimale Wirksamkeit der Interventionen bestand.

«Durch das Modul «Best Practice» wurde mir erst richtig bewusst, dass nicht immer das beste Ergebnis aus evidenzbasierten Studien auch das «Beste» für die Praxis ist. Die gemachten Erfahrungen, die Patientenpräferenzen und die lokalen Ressourcen spielen ebenso eine wichtige Rolle, um das «Beste» im Pflegealltag umzusetzen.»

Nadine Dennler, Studierende des berufsbegleitenden Studiengangs Pflege (BB 11)

Five Steps of Evidence-Based Practice

1. Ask the burning question.
 2. Collect the most relevant and best evidence.
 3. Critically appraise the evidence.
 4. Integrate all evidence with one's clinical expertise, patient preferences, and values in making a practice decision or change.
 5. Evaluate the practice decision or change.
- (Melnik & Fineout-Overholt, 2011)

Suchen und finden der besten Evidence

Zur Bearbeitung wurden die Inhalte der zwei Standards in je sechs Unterthemen aufgeteilt. Gruppen von jeweils drei bis vier Studierenden entwickelten in der Folge eine präzise Fragestellung zu je ei-

nem dieser Teilthemen. Anschliessend führten sie eine umfassende Literaturrecherche in wissenschaftlichen Datenbanken durch. Parallel dazu suchten die Studierenden nach Guidelines (Leitlinien), in denen das Thema von einem Expertengremium für die Praxis aufgearbeitet worden war.

Bei beiden Pflegestandards zeigte sich eine dünne Datenlage, da viele Pflegehandlungen zwar auf langjähriger Erfahrung beruhen, wissenschaftlich aber noch wenig systematisch untersucht wurden. Die Herausforderung bestand darin, die qualitativ besten Ergebnisse zu finden. Die

«Die Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule war für mich ein wirklich gelungenes Beispiel der Vernetzung von Ausbildung und Praxis. Die Arbeitsergebnisse der Studentinnen sind eine sehr gute Unterstützung bei der fortwährenden Herausforderung, die Praxisarbeit auf dem letzten Stand des Forschungswissens zu halten. Besonders beeindruckend waren die Präsentationen, bei denen das Engagement für die Wissensentwicklung spürbar war. Dass zu vielen Themen noch kein Forschungswissen zur Verfügung steht, zeigt, dass noch viel Arbeit auf die kommenden Generationen der Pflegewissenschaftlerinnen und Pflegewissenschaftler wartet. Vielen Dank für diese Zusammenarbeit!»

Dr. Andrea Smoliner, MNS, Stabsstelle Pflegeentwicklung,
RUDOLFINERHAUS Privatklinik GmbH, Wien

Pflegestandards: Pflegestandards sind als ein Instrument zur Qualitätssicherung in der Pflege zu verstehen. Sie definieren ein professionell abgestimmtes Leistungsniveau, das den Bedürfnissen der damit angesprochenen Gruppe angepasst ist. Pflegestandards beinhalten Kriterien zur Erfolgskontrolle (DNQP).

Evidence: Evidence wird verstanden als Integration der derzeit besten wissenschaftlichen Belege in die tägliche Pflegepraxis, unter Einbezug des theoretischen Wissens und der Erfahrungen der Pflegefachpersonen, der Wünsche des Patienten oder der Patientin und der vorhandenen Ressourcen (Behrens & Langer, 2006).

Intertrigo: Gerötete, nässende Entzündung der Haut, insbesondere in Zusammenhang mit Feuchtigkeit und Reibung innerhalb von Hautfalten.

Kontraktur: Funktions- und Bewegungseinschränkung von Gelenken durch Verkürzung von Muskeln, Sehnen und Veränderungen der Gelenkkapsel.



recherchierten Studien, Artikel und Guidelines wurden mittels Checklisten beurteilt, um die beste Evidence herauszuarbeiten. Dabei waren das Wissen und die Fertigkeiten gefordert, welche die Studierenden in den vorhergehenden Forschungsmodulen erworben hatten. Nach der Beurteilung der Qualität der gefundenen Studien und Guidelines ging es darum, die Ergebnisse zu synthetisieren, den Transfer zu den Wiener Standards herzustellen und wissenschaftlich fundierte Empfehlungen abzugeben.

Empfehlungen an die Pflegepraxis

Aus den Arbeiten der verschiedenen Gruppen resultierten Empfehlungen zur Überarbeitung der Pflegestandards. Im Weiteren gab es Aussagen zu bisherigen Interventionen, die beibehalten werden können. Ergänzend flossen Überlegungen der Studierenden zur Bedeutung der vorgeschlagenen Massnahmen für die betroffenen Patientinnen und Patienten mit ein.

Nachfolgend zwei Beispiele von Erkenntnissen, die aus den Recherchen gewonnen wurden:



«Im Modul Best Practice lernte ich, wie aktuelle Problemstellungen aus der pflegerischen Praxis mithilfe von verschiedenen Evidenzquellen gelöst werden. Durch den konkreten Auftrag einer Institution, die bestehenden Interventionen zur Kontrakturrenprophylaxe zu überprüfen, konnte ich das erlernte theoretische Wissen praxisnah und konkret umsetzen.»

Stefan Rohrbach, Studierender des berufsbegleitenden Studiengangs Pflege (BB 11)

- Die Studierenden empfehlen, den Standard «Pflevediagnose Gefahr von Intertrigo» mit den Produkten Honig- und Zinkoxidcreme zu ergänzen.
- Beim Pflegestandard «Gefahr von Kontrakturen» ist die Datenlage zu passiven Dehnungsinterventionen nicht eindeutig. Klinisch nachgewiesene Effekte durch die Forschung sind nicht signifikant. Die bisherigen Interventionen binden in der Praxis viele Ressourcen und können kurzzeitig negative Auswirkungen in Form von Schmerzen auslösen.

Zum Abschluss präsentierten die Studierenden ihre Ergebnisse der Vertreterin des Rudolfinerhauses. Frau Dr. Smoliner erhielt zusätzlich eine umfangreiche Dokumentation der durchgeführten Arbeiten. Durch die Dozierenden des Studiengangs Pflege erfolgte zusätzlich die Beurteilung der Modulabschlussarbeiten, die gleichzeitig als Kompetenznachweis gewertet wurden.

Literatur

- Behrens, J., & Langer, G. (2006). Evidence-based Nursing and Caring (2nd ed.). Bern: Huber
- Deutsches Netzwerk für Qualitätsentwicklung in der Pflege (DNQP). (2012). «Methodisches Vorgehen zur Entwicklung, Einführung und Aktualisierung von Expertenstandards» Retrieved 06.10.2013, from <http://www.wiso.hs-osnabrueck.de/38028.html>
- Melnyk, B., & Fineout-Overholt, E. (2011). Evidence-based Practice in Nursing & Healthcare. A Guide to Best Practice (2nd ed.). Philadelphia: Lippincott Williams & Wilkins
- Perleth, M., Jakubowski, E., & Busse, R. (2000). Best Practice im Gesundheitswesen – oder warum wir evidenzbasierte Medizin, Leitlinien und Health Technology Assessment brauchen. ZaeFQ(94), 741–744
- Rycroft-Malone, J., Seers, K., Titchen, A., Harvey, G., Kitson, A., & McCormack, B. (2004). What counts as evidence in evidence-based practice? [Research Support, Non-U.S. Gov't]. Journal of advanced nursing, 47(1), 81–90. doi: 10.1111/j.1365-2648.2004.03068.x

Fast wie im richtigen Praxisalltag

Die OSCE-Prüfung aus verschiedenen Perspektiven



Prof. An Ackaert Kössler
Dozentin Studiengang Hebamme
an.ackaert@bfh.ch

Im Verlauf des Bachelorstudiums Hebamme absolvieren die Studierenden zwei sogenannte OSCEs (Objective Structured Clinical Examination). An acht Stationen mit je einem Schwerpunktthema begegnen sie einer praxisnahen Problemsituation mit einer Schauspielerin, einem Schauspieler und werden kriteriengestützt beurteilt. Dozierende und Studierende aus dem Fachbereich Gesundheit erzählen und begründen, was einen guten OSCE ausmacht.

Herzklopfen (Erfahrungsberichte von Studierenden)

Üben, üben, üben! Das ist, was ich die letzten Tage gemacht habe. Zum Glück war das Skills-Center (Lernlandschaft am Fachbereich Gesundheit) immer offen. Zu dritt, zu zweit – und nochmals von vorne mit meiner Mutter. Das Thema OSCE lässt mich gar nicht mehr los. Ich bin in der Nacht aufgestanden, um etwas nachzulesen. Jetzt etwas frühstücken geht gar nicht, essen tue ich nachher, wenn alles vorbei ist. Ein Bachblütenbonbon ist jetzt das Richtige. Mein WhatsApp ist allmählich überfordert.

Die Stimmung im Umkleideraum mit den Kolleginnen ist gar nicht einladend: Details von Handlungsabläufen werden nochmals diskutiert. Vor oder nachher desinfizieren? Die Nervosität steigt. Die Gruppe, die den OSCE hinter sich hat, platzt in den kleinen Raum, jubelt vor Erleichterung und spricht besänftigende Töne: «Gar nicht so schlimm wie gedacht.» Die Fragerei geht los: Welche Aufgaben kommen? Jemand strahlt, jemand weint. Ich muss hier raus, noch kurz für mich sein, mich auf mich selber konzentrieren und durchatmen. Mein erster OSCE, auch das werde ich schaffen!



Ich stehe vor der Prüfungstür und lese meine erste Aufgabe. Mein Herz pocht. Schön eins nach dem andern ordnen – und einen klaren Kopf behalten. Drei Stichwörter zur Lösung und den Namen der Klientin schreibe ich mir auf. Ich sehe den Ablauf klar vor mir, das kann nicht schiefgehen. Was erwartet mich im Prüfungszimmer? Wo bleibt das Gongsignal? Es kann losgehen! «Guten Tag, Frau..., Sie möchten gerne Unterstützung beim Stillen? Wie geht es Ihnen und der kleinen Sarah heute?»

Pausenstation, endlich. Ich brauche einen Schluck Wasser und einen Traubenzucker. Noch drei Stationen vor mir, fünf schon gemacht. Die fünfte Aufgabe ging daneben, die Dozierende runzelte die Stirn, Pokerface lässt grüssen. Die Aufgabe hat mich verwirrt, die Schauspielerin ebenso. Ich habe den Draht zu ihr nicht gefunden, die Beziehung nicht aufbauen können. Acht Minuten, um sie zur Ernährung in der Schwangerschaft zu befragen und zu beraten. Wer schafft das schon? Zum Glück kann ich mein Pech bei den anderen Stationen wieder aufholen. Der Gong nach der Pause lässt mein Adrenalin wieder in die Höhe schiessen. Fight and fly, klar und reaktionsschnell. Ab die Post.

Ich bin wieder «richtig gut drin». Beim Lesen der Aufgabe spüre ich sofort, dass es machbar ist. So muss es sein. Aufgabe sieben, nein. Das war eine Ma-

terialschlacht, und erst das Elternpaar! Bis ins letzte Detail haben sie mich über Nabelpflege und Kinästhetik ausgefragt. Nur noch eine Station, noch einmal das Beste geben, egal was kommt. Geschafft! Wie habe ich bloss diese enorme Stoffmenge in so kurzer Zeit abgerufen? Das gehen wir feiern.

Was ist ein OSCE?

Der OSCE ist eine problemorientierte und transferwirksame Prüfungsform, die die Studierenden mit einer fixen Abfolge von mehreren Prüfungsaufgaben (Stationen) mit praxisrelevanten Situationen konfrontiert. Die Mehrzahl der Stationen wird mithilfe von Rollenskripten möglichst berufsnah durch geschulte Schauspielerinnen und Schauspieler gestaltet. Die Schauspielenden werden umfassend in die Rolle eingeführt und auf verschiedene mögliche Situationsabläufe vorbereitet (inklusive Einführung in adäquate Reaktionen). Somit ist die Möglichkeit gegeben, verschiedene klinische und kommunikative Fertigkeiten sowie die Problemlösefähigkeit der Studierenden in mehreren Situationen zu beobachten. Die Bewertung erfolgt bei jeder Station mittels standardisierter Bewertungsbögen durch die trainierte Prüfende. Der OSCE ist bestanden, wenn der Mittelwert der erreichten Punktzahlen an den Stationen die Note vier ergibt.

Was einen guten OSCE ausmacht

Der in einem Brainstorming eingebrachte Erfahrungsschatz der Dozierenden und Studierenden zur Frage «Was macht einen guten OSCE aus?» bestätigt jede wissenschaftliche Definition des Themas OSCE.

Ein guter OSCE muss

- auf authentische Praxisfälle aufbauen,
- seitens der Simulationsklientin kommunikativ, glaubwürdig und praxisnah gespielt werden,
- reibungslos organisiert sein, damit kein Zusatzstress entsteht,
- durch die Studierenden gut zu managen sein, nicht überfordern, sondern ermöglichen, die Kompetenzen in verschiedenen Bereichen zu zeigen,
- zusammen mit Praxispartnern durchgeführt werden,
- ein wirksames Feedback für Studierende und Modulverantwortliche bieten. Studierende wünschen sich, dass grobe Fehler zum Wohle der künftigen Klientinnen persönlich mitgeteilt werden.

Ein OSCE ist gut aufgebaut, wenn die Aufgaben

- den Studierenden ermöglichen, zu zeigen, wie kompetent sie insgesamt sind.
- relevant, auf Antriebe klar und abwechslungsreich ausgewählt sind: komplexere und leichtere Situationen zu verschiedenen Dimensionen einer Kompetenz und zu mehreren Fachthemen.
- so nah wie möglich an die Berufspraxis angelehnt sind. Studierende fragen kritisch nach: «Ist eine Notfallsituation, die in der Praxis interdisziplinär angegangen wird, von mir als Einzelperson zu bewältigen?», «Ist eine Beziehung in acht Minuten gut aufzubauen und gut abzuschliessen?».

Ein OSCE ist als gut zu beurteilen, wenn die Beurteilungskriterien

- das Gesamtbild der Leistung berücksichtigen.
- nicht auf spitzfindige Fehlersuche ausgerichtet sind.
- nicht überfordern, sondern das reell mögliche Leistungsniveau beschreiben.
- die Berufspraxis valide abbilden.
- keinen Interpretationsspielraum zwischen den Prüfenden zulassen.
- selektiv sind, potenzielle Gefahren für Mutter und Kind und bedrohliche Fehler sanktionieren.



Die definitive Auswahl der Prüfungsstationen erfolgt im Studiengang Hebamme gemäss vorgegebenen Schritten und klaren Kriterien. Geprüft werden geburtshilfliche Situationen, die häufig vorkommen, kritisch sind und in exemplarischen Situationen klare Interventionen (therapeutische oder präventive) erfordern.

Zusammenhänge in der Benotung

Die beiden OSCEs sind im Studiengang Hebamme jeweils direkt vor dem ersten und zweiten Praxismodul platziert. So konsolidiert die Studierende das Gelernte nochmals und ist für die Praxis möglichst breit und gut vorbereitet. Eine statistische Auswertung der bisherigen fünf Ausbildungskohorten zeigt, dass die Noten der Studierenden im OSCE signifikant mit den Noten in den Praxismodulen korrelieren (z.B. OSCE 2 und Praxismodul 2: Korrelation nach Pearson 0.46**). Somit besteht ein statistisch bedeutsamer Zusammenhang zwischen den Leistungen der Studierenden im OSCE und in der realen Praxis (Barmettler und Ackaert, 2012). Eine höhere Korrelation ist nicht zu erwarten, denn die Umstände der Beurteilung zwischen den Praxismodulen und dem OSCE unterscheiden sich stark. Die Beurteilung im OSCE ist hochstandardisiert und wird an einem Tag durchgeführt. In der Praxis hingegen wird über die gesamte Zeitspanne des Praxismoduls prozess- und kompetenzorientiert beurteilt.

Synthese: Lehren, Lernen, Prüfen

Auf die Frage, was denn wohl wäre ohne OSCE, kam seitens der Studierenden prompt die Antwort: «Ich wäre nicht so gut auf die Praxis vorbereitet», «Ich hätte nicht konsequent alles wiederholt, sondern nur das Stoffgebiet des anstehenden Praktikums», «Ich hätte nicht so viel mit den Peers geübt, es hätten sich einige Fehler eingeschlichen», «Ich wäre auf Skills-Niveau stehen geblieben: Jetzt habe ich mehr im Rucksack, wir haben gelernt, Gesamtsituationen zu meistern und nicht nur einzelne Fertigkeiten», «Ich hätte nicht am zweiten Tag schon eine Geburt begleitet» und «Nein, nichts verändern».

Die Dozierenden sehen die Triade PBL (problem-basiertes Lernen), Skillstraining und OSCE als einen kritisch-konstruktiven Weg zur Berufsbefähigung, der von den Studierenden aktiv gestaltet wird.

Literatur

Barmettler, T., & Ackaert, A. (2012). OSCE – eine Prüfungsform als Baustein zur Förderung der Handlungskompetenz. In M. Mair, G. Olsowski & J. Zumbach (Hrsg.), Problem-Based Learning im Dialog (S. 129–137). Wien: facultas.wuv Universitätsverlag

Kompetenznachweis mit Erfolgsrezept



Judith Bögli
Kommunikation
judith.boegli@bfh.ch

Einmal im Jahr können sich Gäste aus dem Gesundheitswesen und der Privatwirtschaft von den Studierenden des Studiengangs Ernährung und Diätetik kulinarisch verwöhnen lassen. Im Rahmen des Kompetenznachweises «Diätetik à la Carte» bereiten die Studierenden ein 3-Gang-Menü zu. Ein Stimmungsbericht aus der Skillslab Küche des Fachbereichs Gesundheit.

Kurz vor zehn Uhr an der Murtenstrasse 10 in Bern. Noch herrscht Ruhe in der grossen Skillslab-Küche des Fachbereichs Gesundheit. Die Expertinnen und Experten bereiten die letzten Details für den praktischen Teil des Kompetenznachweises der Module «Der kranke Erwachsene 2» und «Kranke Kinder und Jugendliche» vor. Frisches Gemüse steht auf dem Fensterbrett bereit, Lager- und Kühlraum sind gefüllt, die acht Arbeitsplätze sauber aufgeräumt und vorbereitet. Punkt 10.15 Uhr betreten die acht Studierenden die Küche. Alle mit Tiptopf und Taschenrechner, mit weisser Kochschürze und zusammengebundenen Haaren. Von Prüfungsstress ist nichts zu spüren. Die Studierenden lachen, witzeln und sind sichtbar guter Laune.

Adrian Müller, verantwortlich für den praktischen Teil des Kompetenznachweises, erteilt letzte Anweisungen: «Schickzeit Vorspeise 12.15 Uhr, für den Hauptgang 12.30 Uhr und für die Nachspeise 13.15 Uhr. Bitte halten Sie die Speisen pünktlich bereit.»

Kochen müssen die Studierenden für eine fiktive Familie mit zwei kranken Familienmitgliedern. Für die heutige Prüfungssituation heisst das konkret: Kochen für den Sohn mit Ei-Allergie und für den Vater mit Niereninsuffizienz. Was das für die vorzubereitenden Menüs bedeutet, müssen die Studierenden aufgrund ihres ernährungstherapeutischen Fachwissens im vorangegangenen theoretischen Teil des Kompetenznachweises selber entscheiden.

Auswählen aus vier verschiedenen Menüs

Im Nebenraum steht ein festlich gedeckter Tisch. 18 Gäste werden heute zum Diätetik à la Carte erwartet. Es sind dies Partnerinnen und Partner aus der Praxis, Politik und Wirtschaft sowie Mitarbeitende der Berner Fachhochschule. Sie alle dürfen geniessen, was die Studierenden unter den Augen der Expertinnen und Experten vorbereiten.

Melanie König, Dozentin im Studiengang Ernährung und Diätetik, bereitet Plakate vor, auf denen

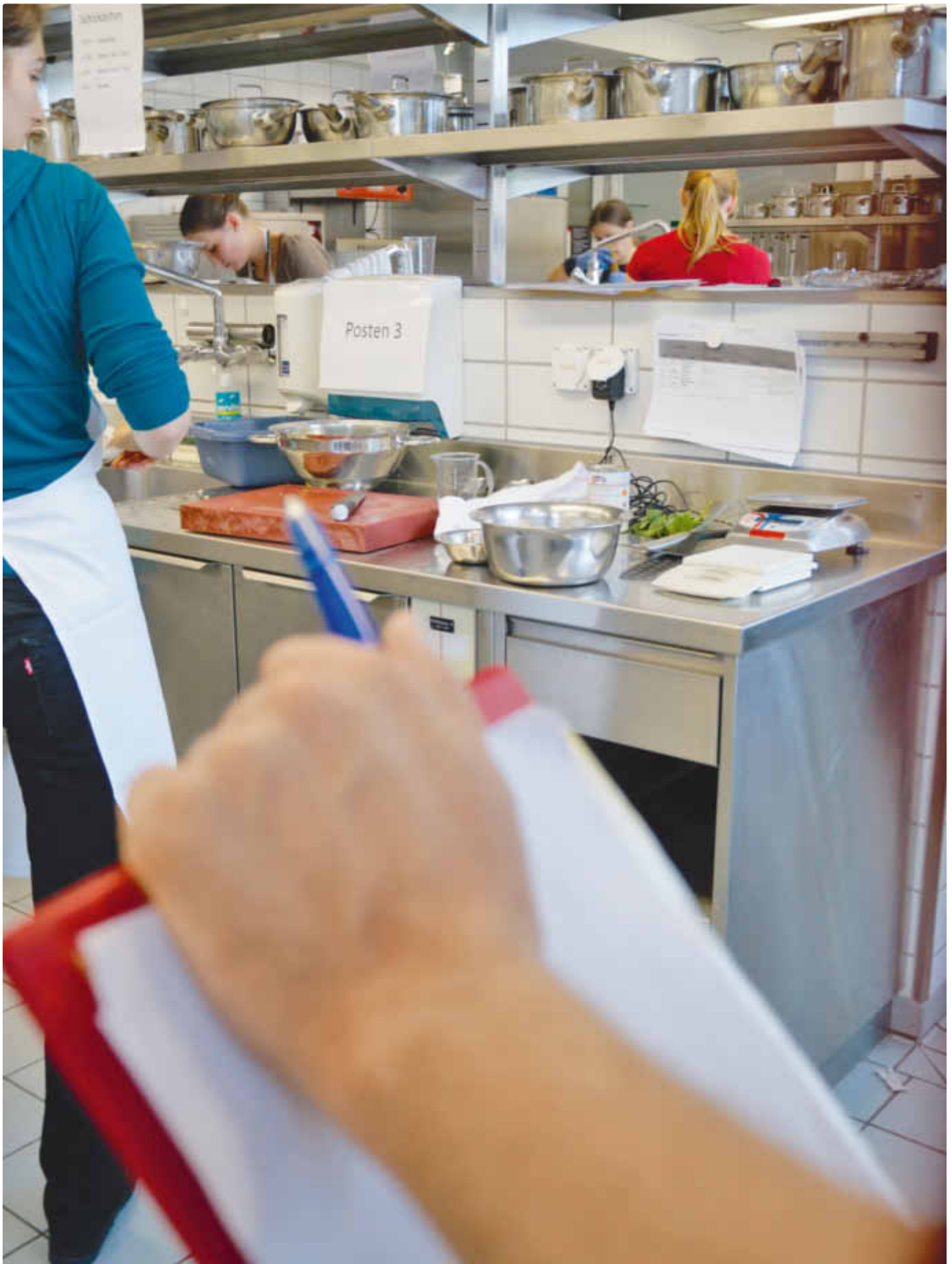
die verschiedenen Menüs angekündigt sind: «Speisekarte für die Gäste.» Von den acht Studierenden, die heute ihren praktischen Kompetenznachweis absolvieren, bereiten immer zwei, unabhängig voneinander, das gleiche 3-Gang-Menü zu. Da jedes Menü in zwei Varianten gekocht wird, können die Gäste also acht verschiedene Menüs degustieren.

In der Küche ist der Lärmpegel gestiegen. Töpfe klappern, es wird gerührt und gemixt, geschnitten und geklopft. Aus dem Backofen steigt ein erster feiner Duft nach frischem Zitronencake. Adrian Müller und die drei anderen Expertinnen gehen diskret in der Küche umher, machen sich Notizen oder tauschen sich leise zu einzelnen beobachteten Handlungen aus. Nebst der korrekten Zubereitungsart

Diätetik à la Carte – Grosser Einsatz beim Modulabschluss

Diätetik à la Carte ist der Abschlusskompetenznachweis der beiden Module «Der kranke Erwachsene 2» und «Kranke Kinder und Jugendliche». Der Kompetenznachweis besteht aus zwei Teilen. Im ersten theoretischen Teil erhalten die Studierenden des vierten Semesters des Studiengangs Ernährung und Diätetik den Auftrag, einen vorgegebenen Tagesmenüplan für eine Familie auf die zwei vorgegebenen Krankheitsbilder abzustimmen. Dabei müssen nebst der korrekt ausgewählten Kostform auch der tägliche Kalorienbedarf und die entsprechenden Nährwerte berechnet werden.

Im zweiten praktischen Teil setzen die Studierenden die angepassten Menüs praktisch um. Der Kompetenznachweis findet an sechs verschiedenen Tagen, verteilt über zwei Wochen, statt. 2013 fand Diätetik à la Carte zum fünften Mal statt. Die Studierenden bewirteten dieses Jahr rund 90 Gäste.



bewerten sie auch die Organisation, die Zeiteinteilung, den ökonomischen Umgang mit Lebensmitteln und die Kochtechnik. Natürlich sind auch die Präsentation der Speisen, der Geschmack und die Konsistenz Teil der Bewertung.

Im Raum nebenan treffen die ersten Gäste ein. Mit einem Glas Orangensaft empfängt sie Melanie König. Die Stimmung ist locker. Viele der Gäste kennen sich. Diätetik à la Carte scheint eine willkommene Gelegenheit, um sich auszutauschen und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Hoch konzentrierte Arbeit

«In einer halben Stunde müssen die Vorspeisen fertig sein», ruft Adrian Müller durch die Küche. Mittlerweile ist bei einzelnen Studierenden doch etwas Hektik aufgekommen. Mit roten Wangen arbeiten sie hoch konzentriert, die Handgriffe scheinen auch unter Stress zu sitzen. Aus den Kochtöpfen der acht Studierenden dampft und in den Bratpfannen brutzelt es. Die Gerüche der verschiedenen Menüs vermischen sich. Hier riecht es nach Dill und Thymian, dort nach Gemüsesuppe, weiter drüben nach Flammkuchen oder nach Karamellcreme.

Um 12.15 Uhr degustieren die Expertinnen und Experten die fertig zubereiteten Vorspeisen und notieren sich ihre gustatorische und visuelle Beurteilung. Der erste Gang steht bereit.

Von der aufkommenden Hektik bei den Studierenden haben die Gäste im Nebenraum nichts mitbekommen. Sie sitzen an der festlich gedeckten Tafel und lassen sich die diätetischen Herausforderungen, die hinter den verschiedenen Menüs stehen, erklären. Plaudernd bedienen sich danach alle am einladenden Vorspeisenbuffet. Dann wird es still im Raum. Die Spannung in den Gesichtern weicht einem zufriedenen Lachen. Es scheint zu munden.

Erfolg auf der ganzen Linie

Pünktlich werden auch die Hauptgänge serviert oder aufgetragen. Wieder darf man selber auswählen und von all den verschiedenen Köstlichkeiten probieren. Für die Nachspeise bleibt kaum mehr Platz im Bauch – doch für einmal darf man über die Stränge schlagen. Und es lohnt sich.

In der Lernküche räumen die Studierenden auf, lachen und sprechen wild durcheinander: Auf die Frage, wie die Prüfung gelaufen sei, bekommt man viele ähnliche Aussagen zu hören: Unterschätzt habe sie es, meint eine Studentin. Sie hoffe, man habe es essen können, sagt eine andere. Der Druck sei recht gross gewesen, da ja «echte» Gäste zum Essen erwartet worden seien, wird erklärt. Und immer wieder der Wunsch: «Hoffentlich hat es geschmeckt.»

Geschmeckt hat es den Gästen ganz offensichtlich. Zufrieden, in bester Laune und voll des Lobes für die Veranstaltung verabschieden sich langsam alle. Die Kollekte von Diätetik à la Carte geht wie jedes Jahr als Spende an eine gemeinnützige Stiftung.

Mit spitzer Feder

Lehren, Lernen, Prüfen



Prof. em. Dr. Jürgen Oelkers
oelkers@ife.uzh.ch

Wenn man in der Schule etwas lernt, wird der Erfolg mit einer Prüfung festgestellt. Es gibt verschiedene Formen der Prüfung, der grundlegende Unterschied besteht darin, ob damit Noten verbunden sind oder nicht. Noten sind in der pädagogischen Fachliteratur seit mehr als 100 Jahren umstritten. Sie gelten als subjektiv und wenig aussagekräftig. Die Folge davon ist, dass immer wieder mit neuen oder anderen Formen der Leistungsbewertung gearbeitet wird. Die bekanntesten sind schriftliche Berichte über Leistungsprozesse oder die Dokumentation in Portfolios.

Leichter wird das Geschäft damit nicht. Berichte bestehen oft aus Textbausteinen und sind auslegungsbedürftig. Oft wird auch eine Sprache verwendet, die weder die Kinder noch die Eltern verstehen. Portfolios sollen den Lernprozess dokumentieren, verlangen dann aber auch nach einer qualifizierten Einschätzung. Die Kritik an Noten folgt vielfach den Vorgaben von Jean-Jacques Rousseau, das heisst, ein Vergleich soll möglichst vermieden werden, oder es soll lediglich der individuelle Lernweg zählen.

Je höher man im Bildungssystem kommt, desto mehr bestimmen Noten den Prozess der Leistungsbeschreibung. Im tertiären Bildungsbereich hat der Bologna-Prozess zu einer weitgehenden Steuerung mit Noten geführt, die zwar zwischen den einzelnen Fachwissenschaften unterschiedlich realisiert wird, aber bislang keine Alternativen kennt. Diese Erfahrung kann man verallgemeinern. Wer Bildungsleistungen anders als mit Noten beschreiben oder beurteilen will, muss eine Organisationsform finden, die das Problem besser löst.

Auffällig ist, dass das Prüfungswesen in der öffentlichen Bildung am wenigsten durch Entwicklungsarbeit herausgefordert worden ist. Bildungsstandards, neue Lehrpläne oder auch die Entwicklung neuartiger Lehrmittel, einschliesslich elektronischer Lernplattformen, erfolgen immer vor dem Hintergrund, das Prüfungswesen weitgehend unverändert zu lassen. Aber Prüfungen sind ein hoher Leistungsanreiz, und die Aufgabe kann nur darin bestehen, ihre Leistungsfähigkeit zu verbessern, ohne die vergleichende Leistungsbewertung aufzugeben. Wenn Schulen stolz darauf sind, keine Noten zu geben, verlagern sie nur das Problem. Hochschulen würden sich um den Ruf bringen.

Mit Begeisterung von der «Schülerbetreuerin» zur «Praxisausbildnerin»



Erika Schenker, Physiotherapeutin FH am Institut für Physiotherapie des Inselspitals Bern (Team Rheumatologie)

Interview

Stefanie Diviani-Preiswerk
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
stefanie.diviani@bfh.ch

Erika Schenker, Physiotherapeutin FH am Institut für Physiotherapie des Inselspitals Bern (Team Rheumatologie), bildet Studierende des Fachbereichs Gesundheit der Berner Fachhochschule in der Praxis aus. Sie beobachtet, dass die Selbstständigkeit der Studierenden zugenommen hat und dass die jungen Berufspersonen im interdisziplinären Austausch klar und selbstbewusst kommunizieren.

Frau Schenker, vor einigen Jahren kamen Physiotherapie-Schüler zu Ihnen ins Praktikum – heute bilden Sie Studierende im Praxismodul aus. Wie ist ein Praxismodul aufgebaut?

Wir folgen im Aufbau des Praxismoduls den Vorgaben des Fachbereichs Gesundheit (FBG). Nachdem die Studierenden in der ersten Woche den Lernort Praxis und die Abläufe unserer Abteilung kennenlernen, nennen sie in einem Planungsgespräch ihre Lernziele. Die Lernziele beziehen sich auf jeden der fünf Kompetenzbereiche (siehe Kasten S. 17). Über die gesamte Dauer des Praxismoduls wollen die Studierenden auch ihre Kenntnisse im Fachgebiet Rheumatologie und ihr Wissen zu den entsprechenden spezifischen Krankheitsbildern vertiefen. In der Mitte und am Ende des Praxismoduls evaluieren wir gemeinsam die Ziele.

Als Praxisausbildnerin kenne ich die Studierenden und ihre spezifischen Kompetenzen vorher nicht. Deshalb werden die Schwerpunkte und zu erreichenden Ziele der Studierenden am Anfang des Praxismoduls selber genannt und mit den Anforderungen am Praktikumsort in Einklang gebracht.

An welchen Fixpunkten orientiert sich das Praxismodul?

Pro Woche organisieren wir eine fixe Besprechungszeit, in der hauptsächlich die Patientenbehandlungen thematisiert werden. Zusätzlich dazu planen wir wöchentlich

eine Lernsituation. Entweder behandeln wir in dieser Stunde eine Patientin oder einen Patienten gemeinsam, analysieren eine Behandlung oder vertiefen zusammen ein theoretisches Thema. Allen Studierenden steht täglich eine Stunde Selbststudium während der Arbeitszeit zu. Dieses gestalten die Studierenden selbstständig. Am Institut für Physiotherapie des Inselspitals nutzen die Studierenden diese Zeit auch zum gemeinsamen Lernen und zum Austausch mit andern Studierenden.

«Die Arbeit mit den Studierenden verlangt, dass ich meine eigene Arbeitsweise immer wieder reflektiere.»

Selbstverständlich sind die Studierenden auch zu allen internen Fortbildungen (im Team, innerhalb der Klinik und des Instituts) eingeladen.

Was sind die Aufgaben der Studierenden in der Praxis?

Bereits nach der ersten Einführungswoche behandeln die Studierenden Patientinnen und Patienten unter entsprechender Supervision selbstständig. Dazu gehört bei neuen Patientinnen und Patienten nebst der

Befundaufnahme das Festlegen des gesamten Behandlungskonzepts. Eine Besonderheit unseres Lernortes ist, dass die Studierenden die physiotherapeutische Verantwortung in der Universitätsklinik für Dermatologie haben. Das bedeutet, dass sie die Ansprechpersonen im interdisziplinären Austausch sind und die physiotherapeutische Behandlung der dermatologischen Patientinnen und Patienten sicherstellen. Selbstverständlich steht die Praxisausbilderin dabei stets mit Rat und Tat zur Seite.

Sind die Studierenden dieser Verantwortung gewachsen?

Ich staune immer wieder, wie selbstständig und verantwortungsbewusst die Studierenden ihre Aufgaben wahrnehmen. Dazu gehört auch, dass sie sich Informationen frühzeitig einholen und diszipliniert mit Fragen ihr Wissen erweitern.

Sehen Sie in der Selbstständigkeit der Studierenden einen Unterschied zu früher?

Auf jeden Fall. Ein Merkmal der heutigen Lehr- und Lernformen ist, dass die Studierenden der Physiotherapie nicht mehr alles «pfannenfertig» serviert bekommen wollen. Sie sind es gewohnt, aus verschiedenen Quellen Wissen zu erarbeiten, und nutzen diese im Studium erworbenen Fertigkeiten auch. Die Herangehensweise an ein Problem ist ganz anders, weil sich die Studierenden an Lösungen von Problemen und nicht an Diagnosen orientieren. Physiotherapeutische Massnahmen werden einem Problem entsprechend und nicht nach einem Schema gewählt.

Wie haben sich andere Kompetenzen der Studierenden im Vergleich zum vorherigen Ausbildungsaufbau verändert?

In der Kommunikation sind die Studierenden ganz stark. Die Patientinnen und Patienten und auch wir Praxisausbilderinnen profitieren davon, dass das Vermitteln von kommunikativen Fertigkeiten am Fachbereich Gesundheit stark gewichtet wird. Dazu gehören ein kla-

die Patientinnen und Patienten von den Studierenden gut geführt und über den Behandlungsaufbau informiert. Auch wenn Behandlungen nicht in der eigenen Muttersprache gemacht werden, stelle ich deutlich weniger Berührungsängste und Hemmungen fest. Im Allgemeinen kann ich sagen, dass die Studierenden sich mehr zutrauen und sich sehr schnell in einer neuen Situation zurechtfinden.

Wie werden innerhalb des Praxismoduls die Kompetenznachweise erbracht?

Während des zehnwöchigen Praxismoduls führen wir vier Beurteilungssituationen durch. Zudem werden die Kompetenzen der Studierenden und ihre Entwicklung über das ganze Praxismodul in Form eines Langzeitprotokolls beobachtet und beurteilt. Die Kriterien der Beurteilung orientieren sich an den fünf Kompetenzbereichen. Für uns Praxisausbilderinnen, Praxisausbilder

«Die Studierenden nehmen selbstständig und verantwortungsbewusst ihre Aufgaben wahr.»

res Auftreten der Studierenden und wertschätzende Umgangsformen gegenüber den Patientinnen und Patienten und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, auch denen aus andern Disziplinen. In der Regel werden





ist es sehr positiv, dass die Beurteilungssituationen direkt im Spitalalltag integriert sind und keine «Labor-situation» nachgestellt werden muss.

Überhaupt schätze ich den engen Kontakt zum FBG. Regelmässig finden auch Info-Sitzungen und Workshops mit fachlichem Austausch am FBG statt.

Wie gestaltet sich der Austausch mit der Fachhochschule?

Alle Studierenden werden einmal pro Praxismodul anlässlich des «klinischen Unterrichts» von einer Fachperson des Fachbereichs Gesundheit besucht. Innerhalb dieses Unterrichts finden eine Erstbehandlung mit vorgängiger Befundaufnahme, eine Patientenbehandlung

«Es ist spannend, an der Weiterentwicklung der Berufsausbildung beteiligt zu sein.»

und ein Lerngespräch statt. Die Praxisausbilderin setzt sich für dieses Gespräch auch Ziele und erfährt, ob ihre Einschätzung und Beurteilung den Beurteilungskriterien der Fachhochschule entspricht. Sie bekommt anschliessend eine Rückmeldung zur Gestaltung des Lerngesprächs. Sowohl die Studierenden wie auch die Praxisausbilderin haben Gelegenheit, sich einzeln mit der Fachperson aus dem FBG über den Verlauf des Praxismoduls auszutauschen. Dieser Austausch und der Abgleich der Beurteilung gibt mir Sicherheit in der Ausbildung der Studierenden.

Wie unterscheiden sich die Praxismodule während des Hauptstudiums vom «Zusatzmodul B»?

Die Studierenden im «Zusatzmodul B» haben ihr Studium inklusive Bachelorarbeit abgeschlossen. Sie erlangen den Bachelortitel aber erst nach Abschluss des praktischen «Zusatzmoduls B». Vom Lernort Praxis bekommen die Studierenden eine vergleichbare Lernbegleitung wie während des Hauptstudiums. Bevor die Studierenden für 22 Wochen zu uns kommen, finden ein Vorstellungsgespräch und ein Assessment statt. Erst danach wird der Arbeitsvertrag ausgestellt. Im länger dauernden «Zusatzmodul B» lernen die Studierenden uns und den Betrieb besser kennen und umgekehrt. Oft lassen die Studierenden am Ende des Moduls ihre Bewerbungsunterlagen da. Diese Kontakte helfen uns auch bei der Rekrutierung von neuen Mitarbeitenden.

Als Praxisausbilderin haben Sie vor allem zusätzliche Aufgaben. Welche Vorteile bringt Ihnen Ihre Tätigkeit?

Mir gefällt das Begleiten der Studierenden sehr. Ich schätze den persönlichen Austausch und freue mich zu beobachten, wie sich die einzelnen Studierenden wäh-

rend des Praxismoduls entwickeln. Ich habe diese zusätzliche Tätigkeit vor fast 20 Jahren, kurz nach meinem eigenen Diplomabschluss, angefangen und habe mich nun im Zuge der Neugestaltung der Ausbildung von der «Schülerbetreuerin» zur «Praxisausbildnerin» weiterentwickelt.

«In der Kommunikation sind die Studierenden ganz stark.»

Es ist sehr spannend, an der Weiterentwicklung der Berufsausbildung beteiligt zu sein. Die Arbeit mit den Studierenden verlangt, dass ich meine eigene Arbeitsweise immer wieder reflektiere. Ich bekomme durch die Studierenden und den Austausch mit dem Fachbereich Gesundheit auch neue Inputs und bleibe auf dem Laufenden neue Erkenntnisse betreffend, gerade auch aus der Forschung Physiotherapie.

Um den einzelnen Studierenden gerecht zu werden, muss ich flexibel sein. Jede und jeder Studierende hat andere Bedürfnisse an die Lernunterstützung. Diese abwechslungsreiche Herausforderung nehme ich gern an.

Die Studierenden der Physiotherapie absolvieren innerhalb des dreijährigen Studiums vier Praxismodule à zehn Wochen, für die jeweils ein Kompetenznachweis erbracht werden muss. Das obligatorische «Zusatzmodul B» besteht aus zwei 22-wöchigen Modulen in der Praxis und schliesst an das dreijährige Hauptstudium an. Erst nach Abschluss des «Zusatzmoduls B» erhalten die Studierenden ihr anerkanntes Physiotherapiediplom und die Berufsbefähigung. Das erste Praxismodul startet nach der Hälfte des 3. Semesters. Physiotherapeutische Grundlagen, theoretische Module und einfache Krankheitsbilder sind bis zu diesem Zeitpunkt erarbeitet. Die Einteilung in die Praxismodule wird von Fachpersonen im Studiengang Physiotherapie des Fachbereichs Gesundheit vorgenommen. Die Studierenden sollen in möglichst allen Fachbereichen praktische Erfahrungen sammeln. Für jeden der nachfolgenden Leistungsbereiche müssen die Studierenden einen Kompetenznachweis erbringen (Befund, Physiotherapeutischer Denkprozess, Behandlung, Kommunikation und Management).

www.schp.ch
SWISS CONGRESS
FOR HEALTH
PROFESSIONS

Unter dem Motto «Zukunft der Gesundheitsberufe – Entwicklungen und neue Herausforderungen» treffen sich zahlreiche Health Professionals zum Wissensaustausch. Sind Sie auch dabei? Wir freuen uns auf Sie!



11. und 12. März 2014 in Bern

www.schp.ch

KFH Rektorenkonferenz der Fachhochschulen der Schweiz
FKG Fachkonferenz Gesundheit

www.fkg-kfh.ch

Organisiert durch:



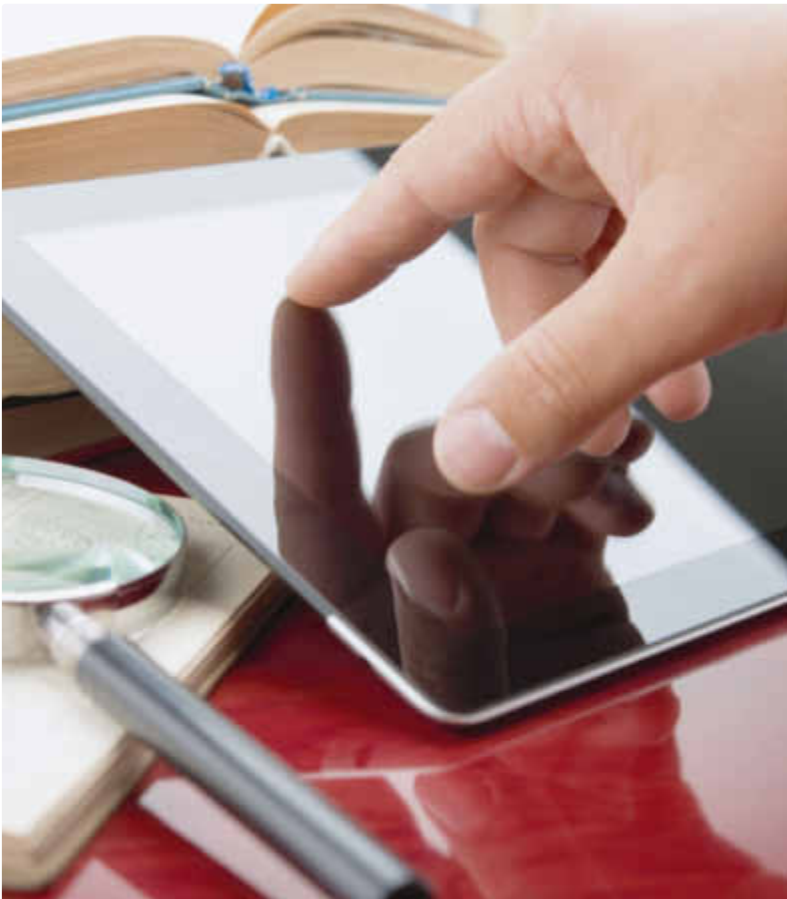
Berner Fachhochschule
► Gesundheit

Neue Medien fürs Lehren, Lernen und Prüfen



Daniel Haid
Kommunikation
daniel.haid@bfh.ch

Das umgangssprachlich verwendete E-Learning ist heute aus dem Fachhochschulalltag nicht mehr wegzudenken; ob beim Lehren, beim Lernen oder bei Prüfungen. Doch was bedeutet das für die Dozierenden und die Studierenden am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule konkret? Welchen Nutzen haben sie, und wie sehen die Lehrmittel der Zukunft aus?



Im Herbstsemester 2013/14 haben die ersten «Digital Natives» ihr Studium am Fachbereich Gesundheit (FBG) der Berner Fachhochschule begonnen. Diese Generation ist mit digitalen Medien aufgewachsen. Sie betrachtet und nutzt Websites, Blogs, soziale Netzwerke, Apps usw. als selbstverständliche Kommunikationsmittel mit ihrem Umfeld. Diese Studierenden konsumieren, interagieren, kollaborieren, teilen und vernetzen sich virtuell. Konfrontiert werden sie nun mit einem Lehrkörper, der sich

dieses Wissen, Denken und Verhalten nachträglich aneignen musste – den «Digital Immigrants».

Heisst das für den FBG, dass nun alle Lehrinhalte virtualisiert werden müssen? Nein. Die Integration Neuer Medien soll Dozierende und Studierende durch ihren Einsatz dort unterstützen, wo sie didaktische und organisatorische Vorteile erfahren – sogenanntes Blended Learning. Dies schreibt das LearnTechNet (LTN) der Universität Basel in seinem Paper «Den Wandel begleiten». Am FBG werden neue Informations- und Kommunikationstechnologien gezielt in die Präsenzlehre eingebunden, zum Beispiel in den Kommunikationstrainings (siehe Infobox). Ziel des FBG ist es, dort Neue Medien einzuführen, wo sie gegenüber traditionellen Lehr- und Lernformen einen komplementären Zugang zum Lerngegenstand ermöglichen. Das fördert das Lernen aus mehreren Perspektiven.

Blended Learning nutzt die Vorteile der Präsenzlehre (Vorlesungen, Skills usw.) und die Möglichkeiten von virtuellen Lehr-, Lern- und Prüfungsplattformen. Einige Teile der technischen Voraussetzungen sind am FBG bereits vorhanden, andere sind noch im Aufbau. Konkret wird angestrebt, dass die Studierenden am FBG die Möglichkeit haben, die in der Vorlesung behandelten Inhalte zeit- und ortsunabhängig im Selbststudium webbasiert zu repetieren und die daraus gewonnenen Erkenntnisse und Inter-

Digital Natives sind die nach 1995 Geborenen, die die Verfügbarkeit digitaler Medien seit Beginn ihrer Sozialisation als selbstverständlich erfahren haben. Digital Immigrants sind die vor diesem Datum Geborenen, die den Transformationsprozess von den traditionellen Praktiken hin zu den digital unterstützten Formen von Lehren und Kommunikation noch bewusst erfahren haben – oder zumindest erfahren haben könnten.

pretationen zu reflektieren.

Diskutiert – Notiert – Publiziert

Die Seminar- und Vorlesungsräume am FBG sind multimedial bereits auf dem neusten Stand: Dozierenden stehen für ihre Vorlesungen elektronische Whiteboards zur Verfügung. Die gewonnenen Erkenntnisse können dadurch unmittelbar digitalisiert und den Studierenden zugänglich gemacht werden. Mobile Videoanlagen ermöglichen es, Lehrveranstaltungen aufzuzeichnen; so können die Studierenden im Selbststudium die vorgetragenen oder selber erarbeiteten Inhalte analysieren und interpretieren.

Virtuelles Kollaborieren – Teilen – Vernetzen

Bei der Interaktion mittels Neuer Medien ist die Kluft zwischen den «Digital Natives» und den «Digital Immigrants» offensichtlich. Denn natürlich gibt es Berührungspunkte mit den neuen Möglichkeiten des digitalen Lehrens, Lernens und Prüfens. Einerseits bestehen beim Lehrkörper Bedenken, selber nicht mehr mithalten zu können oder bereits veraltete Inhalte zu lehren. Andererseits ist es die Skepsis gegenüber der virtuellen Transparenz: Wie viel gibt man von sich selber preis? Verkommt die geleistete Arbeit zum Allgemeinut? Zusätzlich sind es das altersunabhängige Interesse oder Desinteresse an den

Neuen Medien und die damit verbundenen benötigten Ressourcen, die je nach Affinität mehr oder weniger in Anspruch genommen werden müssen. Mit gezielten Informationen und Schulungen werden am FBG diese Berührungspunkte sowie Vorurteile abgebaut und wird Interesse geweckt.

Trendspotting

Der FBG ist sich bewusst, dass sich die immer kürzer werdenden Innovationszyklen in der Informations- und Kommunikationstechnologie auf die Lehr-, Lern- und Prüfungsformen auswirken. Das sieht man vor allem bei der Entwicklung der mobilen Endgeräte. 2007 haben die Smartphones und 2010 die Tablets den Durchbruch geschafft. Das hat

«Es ist schlimm genug, dass man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.»

Johann Wolfgang Goethe, Wahlverwandtschaften, 1809

Eignungsabklärung

Heute müssen die angehenden Studierenden am FBG bereits im Rahmen der Eignungsabklärung Scannerbasierte Prüfungen ablegen. Die 1200 Prüfungen finden jährlich statt und werden mithilfe einer webbasierten Frage- und Prüfungsplattform binnen kürzester Zeit erstellt und ausgewertet.

Kommunikationstraining

Das Kommunikationstraining des Fachbereichs Gesundheit bietet den Studierenden die Möglichkeit, ihre kommunikativen Kompetenzen in einem geschützten Rahmen regelmässig zu trainieren. Dabei simulieren professionelle Schauspieler, Schauspielerinnen und Kommunikationstrainer, Kommunikationstrainerinnen unterschiedliche Rollen. Der FBG setzt bei dieser innovativen Lernmethode seit Jahren ein Videosystem ein, um den Studierenden eine professionelle Analyse und bestmögliche Rückmeldungen für ihre Reflexion zu bieten.

OSCE-Prüfungen

Für die komplexe Prüfungsform OSCE (Objective Structured Clinical Examination) steht sämtlichen Abteilungen eine im Lern-Center entwickelte webbasierte Planungsplattform zur Verfügung. Sie erlaubt die einfache und schnelle Koordination sämtlicher Beteiligten (Studierende, Examinierende, Schauspielende).

den Paradigmenwechsel im Mediennutzungsverhalten der Gesellschaft deutlich beschleunigt. Deshalb ist das Team des Lern-Centers bestrebt, den Markt und die Trends kontinuierlich zu beobachten, um seine Mitarbeitenden und Studierenden zu beraten und ihnen zur richtigen Zeit die richtigen Instrumente zur Verfügung zu stellen.

Das Lern-Center befasst sich mit der strategischen und inhaltlichen Ausrichtung bei der Einführung Neuer Medien. Es leistet, respektive begleitet den Aufbau und die Koordination entsprechender Dienstleistungen für die Angehörigen des FBG. Bei der Entwicklung von Online-Lehr- und Lernangeboten kooperiert der FBG mit Partnern innerhalb und ausserhalb der Berner Fachhochschule.

Literatur

LearnTechNet – Bereich Bildungstechnologien (2009). Den Wandel begleiten – das LearnTechNet 2009. Basel: Universität Basel – Vizerektorat Lehre.

Lernen in Aus- und Weiterbildung: ähnlich, aber nicht gleich



Stefanie Diviani-Preiswerk
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
stefanie.diviani@bfh.ch

Studierende eines Bachelorstudiums befinden sich grösstenteils in einer anderen Lebensphase als Weiterbildungsstudierende. Die Identifikation mit der eigenen Berufsrolle ist abhängig von der eigenen Erfahrung und vom Ausbildungsstand. Dies muss entsprechend berücksichtigt werden. Doch nicht nur aus der Perspektive der Studierenden gibt es unterschiedliche Ansprüche an die Studiengänge.

Der Fachbereich Gesundheit (FBG) der Berner Fachhochschule verfolgt mit seinen Bildungsangeboten in der Ausbildung und in der Weiterbildung unterschiedliche Ziele: Studierende des Bachelorstudiums eignen sich Grundlagen und Fertigkeiten an, die ihr zukünftiger Beruf verlangt. Erfahrene Berufspersonen hingegen bilden sich in verschiedenen Studiengängen und Fachkursen weiter und ermöglichen sich dadurch in ihrem persönlichen Berufsalltag neue Perspektiven.

Für die Dozierenden stellt das Unterrichten von kritisch interessierten Studierenden in beiden Zielgruppen immer wieder eine neue und spannende Herausforderung dar. Alle befragten Dozierenden am FBG nennen als Voraussetzung für eine gute Lehrveranstaltung das Erkennen der Bedürfnisse und der Erwartungen der jeweiligen Studierenden.

Unterschiedliche Bedürfnisse und Voraussetzungen

Der auffälligste Unterschied zwischen Studierenden im regulären Studium und der Weiterbildung ist, dass Letztere bereits viel Erfahrungswissen mitbringen. Patricia Benner greift für die Beschreibung des Begriffs «Erfahrung» in ihrem Buch «Stufen zur Pflegekompetenz. From Novice to Expert» auf eine Studie von Gadamer und Benner & Wrubel zurück:

«Erfahrung, (...), ist nicht nur eine Sache des Verstreichens von Zeit oder eines hohen Lebensalters. Es handelt sich vielmehr um eine Verfeinerung vorgefasster Vorstellungen und Theorien durch die Begegnung mit vielen realen Praxissituationen, wodurch bestehende Konzeptionen um weitere Schattierungen oder Aspekte bereichert werden.» (Gadamer; Benner & Wrubel zit. nach Benner 1994)

Die in der Praxis gesammelten Erfahrungen prägen die Weiterbildungsstudierenden und fliessen in den Unterricht ein. Innerhalb der Gruppe werden Er-

lebnisse auch ausgetauscht, und angeregte Diskussionen bilden einen wichtigen Teil der Lehrveranstaltungen. Die Studierenden in der Weiterbildung sind auf ihrem Gebiet Expertinnen und Experten. Sie lernen in erster Linie anhand konkreter Fallbeispiele, die sie mit selber erlebten Situationen vergleichen und verknüpfen. Auch das Lernen voneinander hat in der Weiterbildung einen hohen Stellenwert. In der gemeinsamen Reflexion von ähnlich erlebten Schwierigkeiten können neue Lösungsansätze entstehen. Die Mitglieder einer Diskussionsrunde gewinnen durch den Austausch für ihre Situation in der Praxis oftmals eine neue Perspektive.

Studierende, die am Anfang der Berufslaufbahn stehen, orientieren sich gern an Theorien und Regeln, deren Anwendung erst in einem zweiten Schritt mit konkreten Beispielen erfahrbar wird. Persönlich

Kritisch interessierte Studierende sind eine Herausforderung.

erlebte Beispiele und Situationen aus dem Berufsalltag liegen für Studierende zu Beginn des Bachelorstudiums noch in der Zukunft.

Dozierende im Bereich Weiterbildung treffen auf heterogen zusammengesetzte Gruppen. Die Beweggründe, die zu einem weiteren Studium führen, sind vielfältig. Persönliche Entwicklung, Bedarf von Arbeitgeberseite, berufliche Neuorientierung oder die Suche nach einer neuen Herausforderung – auch im Sinne von Selbstverwirklichung – können die Antriebe sein. Der Entscheid für ein Weiterbildungsstudium hängt von vielen Faktoren ab und wird oft erst nach längerem Abwägen gefällt. In den persön-



lichen Zielformulierungen schimmern die vorangehenden Entscheidungsprozesse häufig durch. Dozierende erfahren auch, dass Weiterbildungsstudierende beruflich und privat oft stark eingebunden sind und im Allgemeinen über weniger zeitliche Ressourcen verfügen. Zudem liegen die persönlichen Ausbildungs- und Lernerfahrungen bei den einzelnen Teil-

Studierende in der Weiterbildung bringen viel Erfahrungswissen mit.

nehmenden einer Weiterbildung unterschiedlich weit zurück. Sich Wissen anzueignen und zu verknüpfen, gestaltet sich auch je nach Lebensphase bei den einzelnen Studierenden unterschiedlich.

Aus den oben angeführten Gründen ist es zwingend notwendig, dass die Studierenden in ihren jeweiligen aktuellen Lebenssituationen abgeholt werden.

Für Dozierende liegt eine der grössten Herausforderung im Erfassen der Zielgruppe. Das Umsetzen verschiedener didaktischer Methoden und Unterrichtsformen ermöglicht, sowohl im Grund- wie auch im Weiterbildungsstudium, mehrere Zugänge zu neuem Wissen. Nur mit einer differenzierten Herangehensweise wird es möglich, Lehrveranstaltungen so zu gestalten, dass ein persönlicher Lernprozess einsetzen kann. Die Auswirkungen davon manifestieren sich nachhaltig in der Praxis.

Literatur

Patricia Benner, 1994: Stufen zur Pflegekompetenz. From Novice to Expert. Verlag Hans Huber, Bern

Studieren in einer Kooperation Herausforderungen und Chancen

Lehren, Lernen und Prüfen in einem Kooperationsstudiengang hat so seine Tücken. Drei Hochschulen, drei unterschiedliche Kulturen und Infrastrukturen, drei Studien- und Prüfungsordnungen – alles will berücksichtigt sein. Was nach der Quadratur des Kreises klingt, gelingt in der Praxis jedoch recht gut.



Prof. Dr. Petra Metzenthin
Leiterin Master of Science in Pflege
petra.metzenthin@bfh.ch



Eva Tola
Wissenschaftliche Mitarbeiterin Master of Science in Pflege
eva.tola@bfh.ch

Der Master of Science in Pflege ist eine Kooperation zwischen dem Fachbereich Gesundheit FBG der Berner Fachhochschule BFH, dem Institut Pflege der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW und dem Fachbereich Gesundheit der Hochschule für angewandte Wissenschaften, FHS St. Gallen und wird seit 2010 angeboten. Das modular aufgebaute Studium umfasst 90 ECTS und kann im Teilzeit- oder Vollzeitmodus absolviert werden. Jede Hochschule bietet eine Vertiefungsrichtung an. Die Studierenden wählen daher vor Eintritt ins Studium eine der drei als Heimhochschule aus. Neben gemeinsamen Lehrveranstaltungen in der Kooperation bietet jede Hochschule auch eigene Module an.

Zahlreiche Harmonisierungen nötig

Ein Studiengang in Kooperation auf Masterstufe bietet den Vorteil, für die relativ kleine Zielgruppe Synergien und Ressourcen verschiedener Fachhochschulen zu nutzen. Aus den zahlreichen Modellen zur Umsetzung von Kooperationsstudiengängen, die von einer sehr freizügigen Organisation bis hin zur autonomen Trägerschaft reichen, orientierte sich der Master of Science in Pflege an der «Netzstruktur» (vgl. Pärli, 2006). Das heisst, die Kooperationspartnerinnen entwickelten und verantworten den Studiengang im Wesentlichen zusammen und bilden die gemeinsame Studiengangsleitung. Diese setzt sich aus den Studiengangsleitenden des Master of Science der drei Hochschulen zusammen.

Damit der Studienbetrieb reibungslos funktioniert, waren bereits in der Entwicklung des Studien-

gangs zahlreiche Harmonisierungen nötig. So mussten nicht nur formal und inhaltlich einheitliche Modulbeschreibungen entwickelt und eine gemeinsame Lernplattform gefunden, sondern drei verschiedene Studien- und Prüfungsreglemente erstellt und weitgehend vereinheitlicht werden. Dabei war die Berücksichtigung der hochschulinternen und kantonalen Rahmenbedingungen nicht immer einfach. Es liess sich beispielsweise nicht vermeiden, dass die Hochschulen nach unterschiedlichen Systemen Noten vergeben. Da die Modulprüfungen an den verantwortlichen Hochschulen durchgeführt werden, erhalten die Studierenden nun je nach Ort Viertel- oder Zehntelnoten. Eine weitere Herausforderung stellen die unterschiedlichen Abgabetermine der einzelnen Studierendenadministrativen. Diese werden jedes Semester neu an die Gegebenheiten aller Hochschulen angepasst. So erfordert es einen recht hohen Absprache- und Koordinationsaufwand aller Beteiligten, damit z. B. die Noten der Studierenden am selben Tag bekannt gegeben werden können.

Die Grundlagenmodule, wie z.B. Statistik, Forschungsmethoden oder klinische Ethik, werden für alle Studierenden der drei Hochschulen gemeinsam angeboten. Dies bedeutet, dass Lernveranstaltungen in Bern, St. Gallen und Winterthur besucht werden müssen. Um die Organisation und Studierbarkeit zu erleichtern, finden die Lehrveranstaltungen jeweils einen ganzen Tag, von Mittwoch bis Freitag (für Vollzeitstudierende), und wochenweise an einem Standort statt. Dozierende gestalten i.d.R. acht Lektionen



zu einem Thema – eine didaktische Herausforderung, vor allem wenn die Gruppe mehr als 30 Studierende zählt. Theoretische Inputs mit vielen Gruppenarbeiten schaffen hier Abwechslung und nehmen die Studierenden in die Mitverantwortung.

Flexibilität ist gefragt

Für die Studierenden bedeutet das Studium in einer Kooperation einerseits einen Mehraufwand, z. B. durch die Reisezeit, andererseits eine grosse Chance und Horizonterweiterung in vielen Bereichen. Die verschiedenen Kulturen und Gepflogenheiten der drei Fachhochschulen sind für sie gut spürbar. Die Kompetenznachweise werden beispielsweise anhand der Leitfäden zum Erstellen der schriftlichen Arbeiten der jeweiligen Fachhochschule angefertigt. Daraus resultiert, dass die Studierenden in einem Semester Kompetenznachweise mit drei verschiedenen Vorgaben verfassen müssen. Dies ist nur eines von vielen Beispielen, das aufzeigt, wie die Studierenden durch die Eigenheiten einer Kooperation in ihrer Flexibilität auf Master-of-Science-Niveau gefordert und gefördert werden.

An den Heimhochschulen besuchen die Studierenden die meisten Lernveranstaltungen. Die dortigen Dozierenden tragen auch die übergeordnete Verantwortung für deren Studium und begleiten die Master-Thesen, wodurch der Fokus der Studierenden klar auf die Heimhochschule gerichtet ist. Die gemeinsamen Lehrveranstaltungen mit allen Studierenden an den drei Hochschulen hingegen begünstigen das Zusammengehörigkeitsgefühl der zukünftigen Master-of-Science-Absolventinnen aller Fachbereiche und Hochschulen. Sie lernen dadurch nicht nur die drei Standorte und die damit verbundenen Hochschulkulturen kennen, sondern auch verschiedene Dozierende, verschiedene Sichtweisen, Methoden und Lösungswege. Die Kooperation fördert so gezielt das

Netzwerk innerhalb der Berufsgruppe über die Fachbereiche und Kantonsgrenzen hinweg. Bereits während des Studiums, z. B. fürs Anfertigen der Master-These, aber auch für die zukünftige Arbeit in Praxis, Forschung und Lehre ist dies ein enormer Mehrwert.

Lohnende Herausforderung für alle Beteiligten

Die Bündelung der fachlichen Expertise der drei Partnerinnen hat bedeutend dazu beigetragen, dass heute ein qualitativ hochstehendes Studium angeboten werden kann. Inzwischen ist die Kooperation gut eingespielt, und die Abläufe funktionieren in der Regel problemlos. Dies gelingt durch den regelmässigen Austausch, Geduld und Flexibilität. Neben den Studiengangsleiterinnen, die sich mehrmals im Semester treffen, tauschen sich auch die administrativen Verantwortlichen einmal im Semester aus, um die administrativen Prozesse weiter zu optimieren. Zukünftige Herausforderungen werden wahrscheinlich die uneinheitlichen Studien- und Prüfungsordnungen, das z.T. unterschiedliche Wording und die Administration bleiben. Zudem sind einzelne, wenn auch kleine, hochschulinterne Anpassungen oft recht folgenreich, da die Partner schnell mitbetroffen sind.

Trotz der Herausforderungen ist nach mehrjähriger Entwicklung des Studiengangs und drei Jahren Durchführung klar: Ein Kooperationsstudiengang ist eine lohnenswerte Wahl beim Lernen, Lehren und Prüfen für alle Beteiligten.

Literatur

Pärli, K. (2006). Rechtliche Aspekte von Kooperationsmodellen zur Durchführung von Masterstudiengängen. Konferenz der Fachhochschulen (KFH). Abgerufen am 28.08.2013 von: <http://www.kfh.ch/uploads/dobo/doku/Rechtliche%20Aspekte%20von%20Kooperationsmodellen%20zur%20Durchfuehrung%20von%20Masterstudiengaengen.pdf?CFID=27020038&CFTOKEN=86706005>

Vom Studienort zum Arbeitsort

Zukunftsperspektiven am Fachbereich Gesundheit



Prof. Dr. Claudia Mischke
Dozentin Masterstudiengang Pflege
claudia.mischke@bfh.ch

Dem eigenen Nachwuchs berufliche Perspektiven bieten: mittlerweile eine Selbstverständlichkeit am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule. Dass es sich lohnt, den Rollentausch zu wagen, ist für Absolventinnen und für Leitungspersonen unumstritten.

Drei Absolventinnen des Studiengangs Master of Science in Pflege (MSc Pflege) arbeiten aktuell als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in unterschiedlichen Arbeitsfeldern des Fachbereichs Gesundheit (FBG): Agnes Ryser, Friederike Thilo und Eva Tola wagten den Rollentausch von der Studentin zur Mitarbeiterin. Die eigene Karriere steuern, sich neue Berufsfelder eröffnen, ein Arbeitsfeld, in dem erworbene Kenntnisse und Fähigkeiten umgesetzt werden können, der Wunsch nach selbstständigem und kreativem Arbeiten, dies waren u. a. Beweggründe, die BFH nach dem Studienort auch als Arbeitsort zu wählen.

Viel Begeisterung für die Pflegeforschung

Für Friederike Thilo stand früh fest, dass sie eine wissenschaftliche Karriere einschlagen wollte. Nach Abschluss des berufsbegleitenden Bachelor of Science in Pflege (BSc Pflege) am FBG begann sie als wissenschaftliche Assistentin in der angewandten Forschung und Entwicklung der Disziplin Pflege zu arbeiten. Hier entbrannte ihre Begeisterung für die Pflegeforschung, und schnell war klar, dass sie ihre Kompetenzen und Fähigkeiten im pflegewissenschaftlichen Bereich durch den Master of Science in Pflege erweitern wollte, um als wissenschaftliche Mitarbeiterin ihre Karriere im Team der Forschungsabteilung fortsetzen zu können.

In der Forschungsabteilung ist sie in verschiedene Projekte eingebunden. Zu ihren Aufgaben gehören die Akquise von Forschungsprojekten, Projektkoordination und -durchführung bis hin zur Veröffentlichung und/oder Präsentation der Ergebnisse vor Fachpublikum. An ihrem Arbeitsfeld schätzt sie das gute, wertschätzende Arbeitsklima, das Arbeiten im Team und das Engagement ihrer Vorgesetzten, die sie als Mitarbeiterin herausfordert und fördert. So beginnt Friederike Thilo nun mit

fachlicher Unterstützung durch den FBG mit ihrem Promotionsvorhaben.

Eine Tätigkeit in der Lehre als grosser Wunsch

Für den Wunsch von Agnes Ryser, nach dem Studium im Bereich der Lehre tätig zu werden, kam die ausgeschriebene Stelle im Studiengang Bachelor of Science in Pflege wie gerufen. Agnes Ryser bewarb sich, durchlief das übliche Bewerbungsverfahren und überzeugte. Seit Februar 2013 ergänzt sie das Bachelor-Team Pflege am FBG. Tutorate, Skillstrainings, Kommunikationsseminare, Prüfungen sowie das Durchführen von Lerneinheiten gehören nun zu ihren Aufgaben. Hierbei profitiert sie von ihrer pflegepraktischen Berufserfahrung ebenso wie von ihren pflegewissenschaftlichen Erkenntnissen aus dem Studium. Da sie ihr potenziell zukünftiges Arbeitsfeld bereits aus zwei Perspektiven kannte, als ehemalige Studentin des berufsbegleitenden BSc Pflege und aus der Lehre im Rahmen des Transfermoduls, fiel ihr die Entscheidung für eine Bewerbung leicht. Sie ist überzeugt, dass ihr der Studiengang Master of Science in Pflege den Weg zu dieser Stelle gebnet hat.

Wissenschaftliches und klinisches Arbeiten kombinieren

Auch Eva Tola suchte nach ihrem Studium Master of Science in Pflege eine neue Herausforderung. Nach langjähriger klinischer Erfahrung reizte sie ein Arbeitsfeld, in dem Bildung und Forschung verzahnt sind und in dem sie die im Studium erworbenen Kenntnisse einbringen und ausbauen konnte. Die freie Stelle im Team des Studiengangs Master of Science in Pflege kam ihr da gelegen. «Am FBG an der Quelle von neuem evidenzbasiertem Wissen» zu sein und «als Novizin vom Wissen und von den Erfahrungen des Teams profitieren zu können» – das

waren u. a. ihre Motivatoren zur Bewerbung. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin assistiert sie in der Lehre und hat organisatorische und koordinierende Aufgaben rund um den Studiengang. Daneben ist sie in Forschungsarbeiten des Masterteams involviert. Sie hat das Gefühl, durch ihr MSc-Studium in Pflege persönlich und fachlich an Selbstvertrauen gewonnen zu haben, dies hilft ihr in ihrem neuen Arbeitsfeld. Ihren beruflichen Traum, die Kombination aus klinischem und wissenschaftlichem Arbeiten, verwirklicht sie, indem sie ergänzend als Pflegefachfrau arbeitet.

Das Resümee der drei Absolventinnen: Die Arbeit an der BFH macht Spass und ermöglicht es, viele spannende Erfahrungen zu sammeln. Der wertschätzende Umgang im Team hat allen den Rollenwechsel leicht gemacht. Die Begeisterung, Pflege durch praxisnahe Forschung und eine hochwertige Qualifizierung des Nachwuchses mitgestalten zu können, ist, so die drei Frauen, für die Wahl des FBG und der BFH als Arbeitgeberin unabdingbar, denn die finanzielle Attraktivität ist anderorts sicherlich höher.

Nicht ganz leichter Rollenwechsel

Was aber motiviert Leitungspersonen am FBG, sich für Absolventinnen des MSc Pflege der eigenen Hochschule zu entscheiden, verlangt die Anstellung von ehemaligen Studentinnen doch auch von ihnen selbst eine nicht ganz leichte Rollen Anpassung: Aus ehemaligen Studierenden werden wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, aus Lehrenden Vorgesetzte. Aber Prof. Dr. Sabine Hahn (Leiterin Disziplin Pflege und Leiterin Forschung und Entwicklung Pflege), Prof. Theresa Scherer (Leiterin Studiengang Bachelor of Science Pflege) und Prof. Dr. Petra Metzenthin (Leiterin Studiengang Master of Science Pflege) stellten sich der Herausforderung und erlebten die Rollenwechsel auf beiden Seiten positiv.

Die Entscheidung für eine Absolventin des MSc Pflege als neue Mitarbeiterin fiel allen drei Leitungspersonen leicht, wussten sie doch um die Stärken des Studiums am FBG. Zudem kannten sie die jeweiligen Bewerberinnen als Studierende und konnten deren Potenzial für die zu besetzende Stelle gut einschätzen. Als weiteren Pluspunkt sahen sie die bereits bestehende Bindung zum FBG und zur BFH, zeigten die Bewerbungen doch, dass der FBG seine Attraktivität über das Studienangebot hinaus behält. Die drei neuen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen nehmen durch ihre eigenen Qualifikationswege auch gleich eine wichtige Vorbildfunktion für die zukünftigen Studierenden ein und zeigen ihnen Zukunftsperspektiven auf.

Kreativ-innovatives Denken und Arbeiten fördern

Durch die sehr enge Zusammenarbeit zwischen Lehre und Forschung konnte Sabine Hahn sich darauf verlassen, dass die Absolventinnen sehr gut auf



die spannende Forschungswelt des FBG vorbereitet waren. An jungen Forscherinnen schätzt Sabine Hahn zudem besonders deren Neugierde und das Hinterfragen von vermeintlich Klarem. Der Mix aus erfahrenen und weniger erfahrenen Forschenden fördert das kreativ-innovative Denken und Arbeiten. Gleichzeitig werden neue, lernbegierige Mitarbeitende schnell und wertschätzend vom Forschungsteam aufgenommen.

Theresa Scherer schätzt an ihrer neuen wissenschaftlichen Mitarbeiterin insbesondere deren pflegepraktische Erfahrung, mit der es ihr gelingt, den Bachelor-Studierenden eine hohe professionelle Authentizität zu vermitteln. Mit ihrem fachlichen Hintergrund, der Nähe zur eigenen Studienzzeit und dem Masterabschluss in Pflege stellt sie zudem eine ideale Ergänzung für das Team des Bachelor of Science in Pflege dar.

«Von der Qualität des Studiengangs selbst profitieren zu können und die gezielte Förderung von eigenen Absolventinnen, dies waren wichtige Entscheidungskriterien für die Besetzung der wissenschaftlichen Mitarbeiterstelle», so Petra Metzenthin. Dass Eva Tola zudem das Wissen und die Erfahrungen aus der Perspektive der Studentin und der erfahrenen Pflegefachfrau in ihr neues Aufgabengebiet einbringen kann, ist für das Team des Master of Science in Pflege sehr wertvoll. Durch ihre hohe Identifikation mit dem Studiengang fungiert sie bereits jetzt als Werbeträgerin für den Standort Bern im Kooperationsstudiengang Master of Science in Pflege.

Eigene Absolventinnen und Absolventen des Studiengangs Master of Science in Pflege als zukünftige Mitarbeitende für den Fachbereich Gesundheit zu gewinnen, davon, so sind sich alle einig, profitieren alle: der Fachbereich, Studierende und Absolvierte der Pflegestudiengänge, aber auch die Praxis; denn die Hochschulteams werden durch junge, kompetente und praxiserfahrene Mitarbeitende ergänzt.

Neuer Beruf oder erweiterte Kompetenzen? Wenn die Pflegefachfrau zur Hebamme wird



Prof. Ruth Elisabeth Forster Fink
Dozentin Bachelorstudiengang Hebamme
ruth.forster@bfh.ch

Seit 2009 können diplomierte Pflegefachpersonen am Fachbereich Gesundheit FBG der Berner Fachhochschule BFH den auf sie zugeschnittenen, zweijährigen Bachelorstudiengang Hebamme absolvieren. Sie schliessen mit dem Bachelor of Science Hebamme ab. Der Rollenwechsel ist für die Studierenden Herausforderung und Chance gleichzeitig.

Welchen Herausforderungen müssen sich Pflegefachpersonen (PFP) während des Bachelorstudiums Hebamme stellen? Erlernen sie tatsächlich einen neuen Beruf, oder werden lediglich die Kompetenzen als PFP erweitert? Wie wichtig sind die Erfahrungen als PFP für das Studium und wie schwierig tatsächlich der bevorstehende Rollenwechsel? Diese Fragen diskutieren Hebammen und Pflegefachfrauen des zweijährigen Bachelorstudiums Hebamme immer wieder. Exklusiv für die vorliegende «Frequenz»-Ausgabe wurden verschiedene Interviews mit Absolventinnen geführt, die heute in grösseren Geburtsabteilungen mit viel Freude Frauen begleiten. Der folgende Text enthält die Quintessenz dieser Befragungen.

Plötzlich wieder Anfängerin

«Die erste Hürde auf dem Weg zur Hebamme besteht darin, sich an den Alltag als Studentin zu gewöhnen: sich einem Studienplan anpassen, neues Wissen erarbeiten, neue Fertigkeiten erlernen und sich mit dem Berufsbild der Hebamme auseinandersetzen.» Diese ersten Herausforderungen werden in der Regel von vielen Studentinnen geschätzt. Es wird als Privileg empfunden, wieder lernen zu dürfen, vor allem für Studierende, die viele Jahre lange berufstätig waren.

Die wohl grösste Herausforderung stellt sich zu Beginn der praktischen Ausbildung, wenn die gestandene Berufs- und Pflegefachfrau sich in der Lage der Berufsanfängerin Hebamme erfährt. Sie, die bis anhin vielleicht ein Team geleitet hat, die es gewohnt war, den Alltag selbstständig zu meistern, steht neben der gebärenden Frau und ihrem Partner und

weiss nicht, was sie jetzt tun sollte oder könnte. Zudem ist sie fasziniert vom Geschehen rund um die Geburt und ist gleichzeitig vollständig mit Zuschauen und Staunen beschäftigt. Trotzdem hat sie Ansprüche an sich selbst als Pflegefachperson und möchte aktiv sein und handeln können. Sie stellt jedoch fest, dass sie eins zu eins von einer diplomierten Hebamme betreut wird und vollständig auf deren Begleitung angewiesen ist. Jeder Handgriff bei der schwangeren oder gebärenden Frau ist neu für sie. Diese Situationen auszuhalten, wird als einschneidend beurteilt. Das hat Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen der Studierenden, und oft kommen grosse Selbstzweifel auf. Zu diesem Zeitpunkt stellen sich viele Studentinnen erneut die Frage, ob sie wirklich Hebamme werden möchten oder ob sie nicht besser bei ihrem angestammten Beruf bleiben sollen. Diese Zeit wird als Eintauchen in einen neuen Beruf erlebt, in eine ihnen noch unbekannte Arbeitswelt. Die internalisierten Kompetenzen der Pflegefachperson werden von den angehenden Hebammen selber in dieser Zeit nicht erkannt.

Entscheidende Unterschiede

Die Absolventinnen berichten, dass sie unterschätzt hätten, dass Hebamme ein anderer Beruf sei als der einer Pflegefachperson und dass es etliche entscheidende Unterschiede zwischen den Tätigkeiten von Pflegenden und Hebammen gebe. Die Hebamme arbeite vor allem mit gesunden Frauen. Sie unterstütze das physiologische Werden des Ungeborenen und die Anpassungsprozesse seiner Mutter. Von der Hebamme wird die Unterstützung in der Mutterschaft erwartet, und ein wesentlicher Unter-

schied ist: Es stehen nicht immer gesundheitliche Probleme an. Die Hebamme unterstützt gesunde Frauen und ihre Familien. Sie tut aber nicht alles für die Frau, sie gibt ihr Raum, damit die Schwangerschaft oder die Geburt optimal ablaufen kann. Sie ermöglicht die Angewöhnung von Mutter, Kind und Vater, wenn das Kind da ist. Eine Interviewpartnerin sagte: «Ich begleite andere Frauen und musste dabei selber eine andere Frau werden.» Neben der beruflichen Entwicklung noch diese persönliche Entwicklung wahrzunehmen und zuzulassen, brauche Zeit und Geduld – sowohl von den auszubildenden Hebammen wie auch von den Studierenden selber.

Neues und altes Wissen kombinieren

Ein anderer grosser Unterschied wird in der Eigenständigkeit als Berufsfrau wahrgenommen. Die Hebamme hat in der Begleitung der physiologischen Schwangerschaft, Geburt und dem Wochenbett die Kompetenz und Verantwortung, die Frauen zu überwachen, zu begleiten und situationsbezogen Massnahmen einzuleiten. Die Interviewpartnerinnen beschreiben, dass sie sich öfter dabei ertappten, dass sie auf eine ärztliche Verordnung gewartet hätten, bevor sie sich wieder bewusst wurden, dass sie bei physiologischen Verläufen über das Prozedere selber entscheiden können.



Während des Studiums, mit zunehmendem Wissen und mehr praktischer Ausbildung und Erfahrung im klinischen Alltag, nehmen die Absolventinnen wieder wahr, dass sie die Kompetenzen der Pflegefachperson nicht verloren haben. Sie können gezielt beobachten, sie nehmen die Frau und ihre Angehörigen differenziert wahr, und sie können adäquat kommunizieren. In der Betreuung von Frauen mit pathologischen Verläufen fühlen sie sich schnell sicher und können diese Verläufe mit ihrem Vorwissen kompetent überwachen. Sie erkennen trotz der pathologischen Anteile die gesunden Ressourcen der Frau. Sie erkennen mehr und mehr, dass sie ihre Kompetenzen als Pflegende internalisiert hatten. In der Entwicklung zur Hebamme wird dies als entscheidender Schritt bezeichnet: sich selber wiedererkennen, erfassen, dass viel Neues erlernt wurde und dass altes Wissen und Können auch zur Verfügung steht.

Die Sicherheit nimmt zu

Die weiteren Schritte sind offenbar leichter. Die Studentinnen können das eigene Hebammenbild mehr und mehr umsetzen und eigene Gedanken mit den diplomierten Hebammen diskutieren. Die Abhängigkeit nimmt ab.

Der Umgang mit den Frauen wird freier, dies durch die erlangte Sicherheit in den Kompetenzen der Hebamme. Es gilt, neue Herausforderungen anzugehen, etwa den Frauen eine informierte Wahl bezüglich eines Vorgehens zu ermöglichen. Als Beispiel wird die Information zum Kaiserschnitt erwähnt: Frauen über die Vor- und Nachteile in der spezifischen Situation aufklären und auch eine Wahl akzeptieren, die nicht der eigenen entspricht. Die Absolventinnen erzählen, dass sie sich zunehmend für die Frauen eingesetzt und im interdisziplinären Gespräch intensiver für die Anliegen der Frau argumentiert hätten. Die erweiterten Kompetenzen und die Verbindung von Pflege und Hebammen zugunsten einer optimalen Betreuung von Frauen in der Mutterschaft stellen für die Absolvierenden einen Gewinn an erweiterten Kompetenzen dar.

Attraktives Bachelorstudium Hebamme für diplomierte Pflegefachpersonen

Nächster Studienstart des Bachelorstudiengangs für diplomierte Pflegefachpersonen als Teilzeitstudiengang ist 2015. Das Studium dauert 5 Semester (2½ Jahre).

Für diplomierte Pflegefachpersonen (BSc FH/HF oder gleichwertige Vorgängerschulen) bietet der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule den verkürzten Teilzeitstudiengang Bachelor Hebamme an. Dieser Studiengang richtet sich an Frauen, die vor Studienbeginn mindestens ein Jahr Berufserfahrung (und zu mind. 80 Prozent) als diplomierte Pflegefachperson auf einer Akutabteilung nachweisen können. Die Studierenden werden auf die vielfältigen und sich stetig wandelnden Anforderungen der Berufspraxis vorbereitet. Durch die enge Verknüpfung von Akademie und Praxis (theoretischer und praktischer Ausbildung) wird den angehenden Hebammen ermöglicht, ihre berufliche Identität zu finden. Die Studierenden sollen ihre eigenen Fähigkeiten entwickeln, sich wissenschaftliche Erkenntnisse aneignen, sich mit diesen auseinandersetzen und Sie auch beurteilen. Dies als Voraussetzung für differenziertes, reflektiertes, berufliches Handeln.

Weitere Informationen zum verkürzten Teilzeitstudiengang unter www.gesundheit.bfh.ch

Von der Projektskizze bis zum wissenschaftlichen Diskurs



Prof. Dr. Heiner Baur
Dozent Angewandte Forschung und
Entwicklung Physiotherapie
Leiter Bewegungslabor Physiotherapie
heiner.baur@bfh.ch

Vor drei Jahren begannen zwölf Studierende das Masterprogramm Physiotherapie am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule. Der Studiengang wird in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Winterthur durchgeführt. Die Studierenden erlebten während der Ausbildung eine intensive und lehrreiche Zeit. Ein Symposium mit Präsentation der Masterarbeiten bildete einen würdigen Rahmen zum Abschluss des Studiums.

In den letzten eineinhalb Ausbildungsjahren war neben einzelnen Unterrichtsmodulen die Masterarbeit eine wichtige Aufgabe der Studierenden. Dabei galt es, die Fähigkeit zum nahezu selbstständigen wissenschaftlichen Arbeiten unter Beweis zu stellen. Der durchdachte Studienplan bereite die Studentinnen und Studenten im Vorfeld umfassend darauf vor. Unterrichtsmodule in (klinischer) Epidemiologie, Biostatistik, Forschungsmethodologie, Forschungsethik oder auch im wissenschaftlichen Schreiben legten nach dem Bachelorstudium vertiefende Grundlagen, um das Forschungsprojekt im Rahmen der Masterarbeit erfolgreich durchführen zu können. Alle Studierenden konnten zudem während Transfermodulen (Praktika) im dritten bis fünften Semester klinische Einrichtungen oder For-

schungslabore kennenlernen, in denen sie zum grossen Teil die spätere Masterarbeit durchführten.

kam. Zunächst musste eine Projektskizze in einem Lehrmodul zur Vorbereitung der Masterarbeit präsentiert werden, bei der offene Fragen mit den Mitstudierenden und den Betreuern diskutiert werden konnten.

Fähigkeit zum wissenschaftlichen Diskurs zeigen
Anschliessend musste der Forschungsplan ausgearbeitet und bei Bedarf eine Genehmigung für Messungen mit Personen bei der örtlichen kantonalen Ethikkommission eingeholt werden. Danach folgte die Datenerhebung und Auswertung. Als schriftliche Abschlussarbeit konnte entweder eine klassische Monografie oder ein fertig formatiertes Manuskript für eine wissenschaftliche Zeitschrift eingereicht werden. Alle Absolventinnen und Absolventen

«Nach diesen intensiven drei Jahren kann ich auf Hochs und Tiefs, auf ein enormes Spektrum an Wissen, auf neue Blickwinkel für das Berufsbild und super Kommilitoninnen und Kommilitonen zurückblicken. Vor allem meine zwei Praktika in Sydney / Australien und Atlanta / Amerika haben mir Einblicke in die Verbindung von Therapie und Wissenschaft ermöglicht. Ich bin nach diesem Studium definitiv nicht mehr die gleiche Physiotherapeutin wie vorher und freue mich auf die kommenden Herausforderungen im Berufsalltag.»

Anja Raab, Studierende

schungslabore kennenlernen, in denen sie zum grossen Teil die spätere Masterarbeit durchführten.

In Zusammenarbeit mit der Studiengangleitung und den lokalen Betreuenden wurde eine sinnvolle Fragestellung entwickelt, die im zeitlichen und organisatorischen Rahmen für eine Masterarbeit infrage

mussten im Rahmen eines wissenschaftlichen Symposiums die Ergebnisse ihrer Arbeit vorstellen und verteidigen. Das Symposium war das abschliessende Highlight für die Studierenden. Für Präsentation und Diskussion der Arbeit waren pro Studentin, pro Student jeweils zwei Mal zwanzig Minuten vorgesehen. Neben Fragen der Prüfungskommission konn-



Prof. Dr. Amir Tal (li),
Leiter Masterstudien-
gang Physiotherapie,
und Prof. Slavko Rogan,
Dozent Bachelorstudien-
gang Physiotherapie

ten alle anwesenden Studierenden, Betreuenden und Gäste Fragen zu der Arbeit stellen. In der Diskussion mussten die Studierenden ihre Fähigkeit zum wissenschaftlichen Diskurs zeigen. Für die Präsentation und Diskussion wurden die letzten Noten des Studiums vergeben.

Zunehmend internationale Ausrichtung

Die Themenvielfalt der Abschlussarbeiten verdeutlichte das breite Spektrum der Physiotherapie. So wurden beispielsweise Arbeiten zur Validierung von ins Deutsche übersetzten klinischen Assessments (Fragebögen), die bisher nur in englischer Sprache erhältlich waren, vorgestellt. Bewegungswissenschaftliche Arbeiten bildeten den Grossteil und bearbeiteten unter anderem Fragen zum Einfluss von Vibrationstraining auf die Kraftfähigkeit bei Senioren, zur Wirkung von Hydrotherapie (The-

ropatellar joint: How are cartilage stiffness and suchchondral bone strength associated) (Mechanik des femoropatellaren Gelenks: Inwieweit beeinflusst die Charakteristik der Knorpelstruktur den darunterliegenden Knochen), und Petra Marsico mit ihrem Thema «What about <neurodynamics>? Relationships between the straight leg raise test (SLR), muscle strength and motor performance in children with cerebral palsy (CP): a pilot study» (Zusammenhang zwischen Beweglichkeit, Muskelkraft und motorischer Leistung bei Kindern mit Zerebralparese – eine Pilotstudie).

Beim Abschlussapéro zeigten sich alle Studierenden froh, erleichtert und auch stolz über die Meisterrung der anspruchsvollen drei Jahre. Ihr «Master of Science»-Abschluss eröffnet viele neue Berufsperspektiven, zum Beispiel in Leitungsfunktionen. Einige Studierende liebäugeln auch mit einer Fortset-

«Mit den Masterarbeiten haben die Absolvierenden relevante Fragestellungen aus der Praxis mit hochstehenden methodologischen Konzepten wissenschaftlich aufgearbeitet. Dieses Wissen wird für die Praxis mittels Publikationen zugänglich gemacht. Somit haben sie einen Einblick in den wissenschaftlichen Alltag ermöglicht und gleichzeitig den Gap zwischen Theorie und Praxis überbrückt.»

Prof. Dr. Amir Tal, Leiter Masterstudiengang Physiotherapie

rapie im Wasser) bei Schwangeren oder zur Diagnostik und Therapie von Nackenbeschwerden. Einige Arbeiten wurden auf Englisch präsentiert, was als Zeichen für die zunehmende internationale Ausrichtung des Studiengangs zu werten ist.

Die besten Vorträge des Symposiums hielten Mirjam Hafner mit ihrer Arbeit «Mechanics of the femo-

zung der wissenschaftlichen Ausbildung und denken an ein PhD-Projekt. Bereits mit dem ersten Absolventenjahrgang konnte ein leistungsfähiges Netzwerk mit Partnern für Praxismodule und auch mit Forschungseinrichtungen gebildet werden. Dies sollte auch für die zukünftigen Studienjahrgänge äußerst gewinnbringend sein.

Fallorientierte Kompetenzentwicklung mit Intervisionen



Prof. Ninetta Scura
Dozentin Studiengang Ernährung und Diätetik
ninetta.scura@bfh.ch

Im Bachelorstudium Ernährung und Diätetik wurden Intervisionen zur professionellen Kompetenzentwicklung eingeführt. Trotz bewährter Methode in der Praxis zeigte sich das Vorgehen für die Studierenden als ineffizient. Eine Einschränkung der freien Gestaltung zugunsten eines stark strukturierten Vorgehens anhand einer Fallsituation ermöglicht heute eine effiziente Umsetzung.

Im beruflichen Alltag müssen Ernährungsberaterinnen und Ernährungsberater ihr Wissen und Können abgestimmt auf Diagnose, Patientin, Patient, Situation und Ressourcen gezielt abrufen und einsetzen können. Der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule hat den Auftrag, die Studierenden auf diese facettenreichen Herausforderungen professionellen Handelns vorzubereiten: Während des Studiums soll das Fundament für die Entwicklung eines reflexiv begründeten, patienten- und situationsbezogenen Handelns gelegt werden. Doch wie kann dieses Ziel didaktisch umgesetzt werden?

Das doppelte Ziel von Intervisionen im Studium

In ihrem letzten Semester besuchen Studierende des Studiengangs Ernährung und Diätetik das Modul «Synthese». Hier wird medizinisch-naturwissenschaftliches Wissen mit beraterischen Kompetenzen zusammengeführt. Diese Verknüpfung soll praxisnah erarbeitet und eingeübt werden. Eine der didaktischen Fragen, die sich im Modul stellt: «Wie können wir die Studierenden dazu bringen, sich mit den eigenen praktischen Erfahrungen vertieft auseinanderzusetzen und aus diesen Erfahrungen im Austausch mit ihren Kolleginnen und Kollegen zu lernen?» Die doppelte Stossrichtung hinter dieser Frage ist:

Die fallorientierte Aufarbeitung von beruflichen Fragen und Unsicherheiten in Gruppen von Gleichrangigen (Intervision) stellt in vielen Berufen eine etablierte Methode für den Erhalt und die ständige Weiterentwicklung von Professionalität, von begründetem klienten- und situationsbezogenem Handeln dar (vgl. z. B. Lippmann 2013, S. 16 ff.). Entsprechend wichtig ist, künftige Berufsleute bereits im Studium an diese Form der Kompetenz- und Professionsentwicklung heranzuführen. Für die Dozentinnen und Dozenten des Studiengangs Ernährung und Diätetik lag es deshalb nahe, die Studierenden gegen Ende des Studiums mit dieser Arbeitstechnik bekannt zu machen.

Erste Erfahrungen in der Umsetzung

Geplant wurden die Intervisionen als Teil des Selbststudiums. Die Studierenden sollten Intervisionen dadurch als kooperativen Arbeits- und Lernprozess kennen lernen, den sie als Gruppe selbstverantwortlich gestalten und durchführen. Von den Dozierenden wurden Zeitgefässe vorgegeben und Räume zur Verfügung gestellt. Zudem informierte ein Leitfaden über Ziele und organisatorisches Vorgehen.

Problemdiagnose nach drei Jahren Umsetzung

Wie die Rückmeldungen zeigten, besteht ein grosses Bedürfnis nach berufsbezogenem Austausch unter Studierenden. Das konkrete Arbeiten an Fällen aus der Berufspraxis ist motivierend. Trotz dieser guten Rückmeldungen empfanden viele Studierende den Aufwand für die Intervisionen gegenüber dem Ertrag als zu hoch. Das methodische Vorgehen sei überfordernd und nehme zu viel Platz ein. Die herangezogenen, von den Teilnehmern ausgewählten Situationen seien zu komplex, um diese alleine lösungsorientiert zu bearbeiten. Zudem seien die Fallsituationen aus früheren Praktika oft nicht mehr präsent gewesen.

Aus diesen Rückmeldungen wurde klar, dass das verfolgte Ziel für die Studierenden zwar ein Bedürfnis ist, sie jedoch den Zugang zum Vorgehen selten finden konnten und dadurch der Lernprozess in der Fallarbeit stark gehemmt wurde. Den Kleingruppen gelang es, die Regeln der Intervision zu befolgen, sie waren jedoch stark mit der Methode und der Suche nach geeigneten Fallbeispielen beschäftigt, sodass der eigentliche Inhalt zu kurz kam. Für die Dozierenden stellte sich aus diesen Erkenntnissen folgende Frage:

Was muss didaktisch und methodisch geändert werden, damit den Studierenden der Einstieg in die Intervision einfacher fällt und die Kleingruppe möglichst schnell in ein effizientes inhaltliches Arbeiten kommt?

Didaktische Neukonzeption

Die Neukonzeption sollte eine engere Begleitung des Arbeitsprozesses ermöglichen, ohne jedoch die Selbstverantwortung und Selbstorganisation aufzugeben. Wichtig erschien dabei, dass die organisatorischen Punkte künftig vor der ersten Sitzung geklärt werden. Dies kann Orientierung geben und dazu beitragen, dass die Gruppe möglichst rasch zu einer zielorientierten Arbeitsgemeinschaft wird (Klein, 2012, S. 17 ff.).

Ziel musste es zudem sein, den Studierenden den Gewinn der Intervention deutlicher erkennbar zu machen. Dabei sollte eine klare Vernetzung zum berufstypischen Arbeitsumfeld der Ernährungsberatung im Vordergrund stehen, ohne dass jedoch zu viel Zeit für die Suche nach geeigneten Beispielen verloren geht. Für die Dozierenden wurde besonders wichtig, die Problemstellungen so zu beeinflussen, dass sie zu dem Erfahrungsstand der Studierenden passen und eine Verbindung zum Kompetenznachweis des Moduls erkennbar wurde.

Mehr Struktur, mehr Vorgaben

Für die engere Begleitung wurde der Leitfaden überarbeitet und das methodische Vorgehen stärker vorgegeben. Verglichen mit der ersten Umsetzung haben die Gruppen viel weniger Entscheidungsfreiheiten. Sie müssen sich nicht mehr mit methodischen Fragen zur Durchführung auseinandersetzen. Die Gruppen sollen nun vor der ersten Sitzung eine Gruppenleitung definieren, welche die Sitzung vorbereitet und die Verantwortung dafür trägt, nach einer kurzen organisatorischen Besprechung die Sitzung gemäß Leitfaden auf die inhaltliche Ebene zu lenken.

Um die Suche nach Fällen abzukürzen, griffen die Dozierenden auf teilstandardisierte Übungssituationen zurück, die den Studierenden aus anderen Modulen, den praktischen Beratungstrainings (Trainings mit Schauspielenden), bekannt sind. Mit diesem Schritt wurde allerdings ein wichtiges Prin-

zip von Interventionen im Studium verlassen: der Einbezug der Erfahrungen aus den Praktika.

Schlussfolgerungen

Die Rückmeldungen, die Beobachtungen von Dozierenden und die Protokolle der Studierenden zeigen, dass sich die Überarbeitung gelohnt hat. Inwieweit die gegenwärtige Durchführung noch dem Modell «Intervision», wie es in der Literatur beschrieben wird, entspricht, wäre zu diskutieren. Für die Dozierenden und Studierenden des Fachbereichs Gesundheit ist derzeit weniger die richtige Definition relevant, als vielmehr der Nutzen, der durch die didaktischen und methodischen Anpassungen möglich wurde.

Eine wichtige Erkenntnis ist, dass mehr Vorgaben den Studierenden helfen, den Zugang zu einer noch unbekannteren Lernform zu vereinfachen und dadurch den Lerngewinn zu erhöhen.

Dass die Erfahrungen der Studierenden aus den Praktika nicht mehr direkt als Ressource im Selbststudium genutzt werden, lässt trotz gelungener Umsetzung Zweifel aufkommen. In der Diskussion, ob dieser Schritt sinnvoll war, stellt sich die Frage nach dem Ziel des Selbststudiums. Was steht im Fokus: Das Kennenlernen und Einüben der Intervention als Methode inklusive praxisorientiertem Reflektieren von Fragestellungen aus Fallsituationen? Oder das positive Erleben einer kooperativen Zusammenarbeit, in der, wenn auch mit stärkeren Vorgaben und unter Einbezug von Übungsbeispielen, mit Berufskolleginnen und -kollegen berufsrelevante Themen aufgearbeitet werden?

Für den Moment wurde der zweite Weg eingeschlagen. Die Dozentinnen und Dozenten erhoffen sich davon, damit bei den Studierenden eine Basis zu legen und sie zu ermutigen, solche Fachgespräche auch nach der Ausbildung als Mittel der professionellen Weiterentwicklung und Absicherung im Team zu nutzen. Dafür scheint eine gute Erfahrung im geschützten Rahmen des Studiums eine wichtige Grundlage.



Literatur

Klein, I. (2012). Gruppenleiten ohne Angst: ein Handbuch für Gruppenleiter. Donauwörth: Auer.
Lippmann, E. (2013). Intervision: kollegiales Coaching professionell gestalten. Berlin; Heidelberg: Springer.

Einmal Praxis–Labor retour

Wie Praxis & Forschung erfolgreich zusammenarbeiten



Prof. Dr. Heiner Baur
Dozent Angewandte Forschung und
Entwicklung Physiotherapie
Leiter Bewegungslabor Physiotherapie
heiner.baur@bfh.ch

Das Bewegungslabor des Fachbereichs Gesundheit wird zusammen mit dem Institut für Physiotherapie des Inselspitals und der Ortho-Team AG Bern betrieben. Durch diese Zusammenarbeit können praxisrelevante Fragen schnell und unkompliziert wissenschaftlich bearbeitet werden. Ein aktuelles Beispiel zeigt, wie dieses Konzept funktioniert.

Die Ortho-Team AG versorgt regelmässig Patientinnen und Patienten von Gerhard Flückiger (Leiter der Fuss- und Sprunggelenkchirurgie des Sonnenhofspitals Bern), die sich mit Beschwerden der Vorfussregion vorstellen. Häufig wird während der Therapie eine Versorgung mit Schuheinlagen angeraten, die vor allem für eine Druckentlastung der symptomatischen Bereiche im Vorfuss sorgen soll. Traditionellerweise wird deshalb in Schuheinlagen eine «retroKapitale Pelotte» eingearbeitet. Dies ist eine tropfenförmige Erhebung im Bereich des Mittelfusses, die den Druck vom Vorfuss und den Fussballen auf den Mittelfuss umverteilen soll. Dieses Standardverfahren wird in vielen orthopädischen Lehrbüchern beschrieben, ohne dass es klare wissenschaftliche Belege für dieses Vorgehen gibt. In der Praxis machten Gerhard Flückiger und auch die Ortho-Team AG die Erfahrung, dass teilweise keine Besserung der Beschwerden eintrat. Gemeinsam wurden deshalb Alternativen ausprobiert, wie zum Beispiel eine Weichbettung (eine Einarbeitung weicher Materialien zur Reduktion der Druckbelastung im Vorfuss). Zudem schien die Beschaffenheit der Schuhe (flexible oder steife Sohle) einen wesentlichen Einfluss auf den Therapieerfolg zu haben.

Im regelmässigen Austausch mit der Ortho-Team AG entstand gemeinsam mit Gerhard Flückiger die Idee, eine erste kleine Pilotstudie zu initiieren, in der systematisch die folgenden Fragen bearbeitet werden sollten:

1. Welches Element in einer Schuheinlage (Pelotte oder Weichbettung) ist in der Lage, die Druckbelastung während des Gehens am effektivsten zu reduzieren?
2. Welchen Einfluss hat die Schuhkonstruktion (flexible Sohle oder steife Sohle) auf die Vorfussbelastung?

Es lag nahe, diese Themen im Rahmen einer Bachelorarbeit zu bearbeiten, da der Umfang dafür geeignet schien. Nach der Vorstellung der Thematik im Bachelorstudiengang Physiotherapie konnten umgehend die beiden Studentinnen Nora Merz und Andrea Muster für das Thema begeistert werden. Für die beiden ergab sich so die Möglichkeit, einer interessanten und praxisrelevanten Fragestellung nachzugehen und mit ihrer Bachelorarbeit nicht nur etwas für die «Schublade», sondern etwas mit direkter praktischer Konsequenz zu erforschen.

Während der Vorbereitungsphase wurde im interdisziplinären Team aus Medizin, Orthopädietechnik, Bewegungswissenschaft und Physiotherapie erörtert, welche Testeinlagen für die Pilotstudie gefertigt werden mussten und welche Modifikationen die zu testenden Schuhe benötigten. Hansjürg Aebi von der Ortho-Team AG leitete anschliessend die Fertigung der Schuheinlagen (eine «Kontroll»-Einlage ohne Funktionselemente, eine Einlage mit Vorfussweichbettung und eine mit Pelotte), die individuell auf die unterschiedlichen Schuhgrössen der Proban-

«Das Durchführen der experimentellen Laborstudie ermöglichte uns, unser theoretisches Wissen bezüglich wissenschaftlichen Arbeitens praktisch anzuwenden. Der Wissensaustausch zwischen Arzt, Orthopädietechniker und uns Studierenden bot uns neben einer spannenden interdisziplinären Arbeit auch einen Einblick in für uns relevante Berufsfelder. Dank der grossen Unterstützung beider Disziplinen und unseres Betreuers, Heiner Baur, konnte die Durchführung dieses Projekts realisiert werden.»

Nora Merz, Andrea Muster, Absolventinnen Bachelorstudiengang Physiotherapie

«In meiner fussorthopädischen Praxis werde ich täglich mit verschiedensten Fussdeformitäten konfrontiert. Viele dieser Deformitäten werden bereits im Vorfeld durch Hausärzte oder auf Initiative der Patienten selbst mit Einlagen versorgt. Einlagen können aber eine Deformität nicht verändern; sie sind nur <Hilfsmittel>, um schmerzhafte, über- oder fehlbelastete Bereiche des Fusses zu entlasten. Einen ersten kleinen Schritt, den Effekt von Einlagen besser zu verstehen und auch zu objektivieren, soll die oben vorgestellte Arbeit leisten – es werden weitere folgen, um schliesslich das <gute Hilfsmittel Einlage> für die Patientin, den Patienten, aber auch im Hinblick auf die Kostenexplosion im Gesundheitswesen effektiv und kostengünstig einsetzen zu können.»

Dr. med. Gerhard Flückiger

dinnen und Probanden angepasst wurden. Zudem wurde ein Schuhmodell mit flexibler Sohle ausgewählt, von dem ein zweiter Grössensatz mit einer Sohlenversteifung versehen wurde. Dies garantierte standardisierte Testkonditionen.

Klare Ergebnisse aus dem Bewegungslabor

Unterdessen kümmerten sich die Studentinnen um den Messaufbau im Bewegungslabor, die Erstellung der notwendigen Dokumente (Probandeninformation, Einverständniserklärung, Messprotokoll) und die Organisation der Messungen. Die Probandinnen und Probanden mussten dann mehrere Intervalle von ungefähr drei Minuten Dauer auf einem Laufband mit standardisierter Ganggeschwindigkeit von 3,5 km/h absolvieren. Dabei trugen sie jeweils alle drei Einlagen in beiden Schuhen ($3 \times 2 = 6$ Intervalle). Während des Gehens wurde mittels dünner Messsohlen, die zwischen Schuheinlage und Fuss platziert wurden, kontinuierlich die Druckbelastung gemessen, die die Testpersonen auf die Einlage ausübten. Anschliessend konnte mit einer speziellen Software die Druckverteilung in einzelnen Fussarealen (Gesamt-, Rück-, Mittel-, Vorfuss, Zehenbereich) analysiert werden. Es stellte sich heraus, dass beide Funktionselemente im Vergleich zur Kontrolleinlage in der Lage sind, die Druckbelastung im Vorfuss erheblich zu reduzieren. Allerdings führte die Pelotte zu einem Druckanstieg im Mittelfuss. Die Weichbettungseinlage veränderte dort jedoch nicht die Belas-

tung. Eine Pelotte scheint deshalb stärker in den Bewegungsablauf einzugreifen. Dies legte den Schluss nahe, dass bei dynamischen Bewegungsabläufen (z. B. beim Sportler) eher eine Weichbettungseinlage zu empfehlen ist. Bezüglich der Schuhe konnte festgestellt werden, dass ein steifer Schuh, in Kombination mit einer Einlage, den Vorfuss besser entlasten kann. So sollte bei starken akuten Schmerzen insbesondere auch auf die Schuhversorgung der Patientinnen und Patienten geachtet werden.

Gewinnbringende Zusammenarbeit für alle

Diese wichtigen Schlüsse können unmittelbar in die ärztliche wie orthopädiotechnische Praxis einfließen und sofort umgesetzt werden. Alle Beteiligten der unterschiedlichen Disziplinen haben mit viel Interesse am Projekt mitgearbeitet. Jeder für sich alleine hätte die Untersuchung nicht realisieren können, weshalb die Zusammenarbeit für alle gewinnbringend war. Für die Studentinnen bot sich neben der wissenschaftlichen Ausbildung auch ein umfassender Einblick in den Bereich der Hilfsmittelversorgung. In der späteren Berufspraxis werden sie damit immer wieder in Berührung kommen. Für die Zukunft sind weitere Untersuchungen angedacht. Zunächst werden die Ergebnisse im wissenschaftlichen Umfeld und auch auf Praxisebene publik gemacht. So werden Kongresspräsentationen und eine gemeinsame Publikation angestrebt.

«Die Behandlung von Vorfussproblemen mit der klassischen retrokapitalen Abstützung hat eine lange Tradition und ist eine von mehreren Versorgungsmöglichkeiten. Elemente wie Weichbettungen, punktuelle Entlastungen mit zusätzlichen Weichpolstern usw. werden situativ in verschiedenen Kombinationen eingesetzt. Den idealen Mix aller Elemente zu finden, ist das Ziel solcher Studien. Die technischen Möglichkeiten der Bewegungsanalyse, wie wir diese in unserem gemeinsamen Bewegungslabor mit der Fachhochschule durchführen, sowie die konstruktive Zusammenarbeit mit unseren Fachärzten erlauben uns, die Wirksamkeit unserer Versorgung zu überprüfen und die Versorgungsqualität weiter zu verbessern.»

Hansjürg Aebi, Ortho-Team AG

«Für das Studium braucht es den nötigen Biss»



Marcel Widmer, Leiter Zulassung
am Fachbereich Gesundheit
marcel.widmer@bfh.ch

Interview
Judith Bögli
Kommunikation
judith.boegli@bfh.ch

Wer ein Studium am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule anstrebt, muss zuerst eine Eignungsprüfung absolvieren. Dies vor allem deshalb, weil der Kanton die Studienplätze für alle Studiengänge (Pflege, Physiotherapie, Ernährung und Diätetik sowie Hebamme) beschränkt.

Marcel Widmer, Leiter Zulassung am Fachbereich Gesundheit, über Chancen und Hürden des Selektionsverfahrens.

Marcel Widmer, Sie sind dafür verantwortlich, die richtigen Personen für die stark limitierten Studienplätze der vier Studiengänge Pflege, Physiotherapie, Ernährung und Diätetik sowie Hebamme aufzunehmen – eine grosse Verantwortung?

Ja, ich habe eine spannende und verantwortungsvolle Aufgabe. Das System der Eignungsabklärung am Fachbereich Gesundheit wurde aber nicht von mir entwickelt, und bei den verschiedenen Prüfungsteilen sind immer mehrere Experten involviert. So können wir sicherstellen, dass wir bei der Beurteilung wirklich alle Facetten miteinbeziehen, bewerten und so objektiv wie möglich bleiben.

So objektiv wie möglich?

Für fast alle Studienrichtungen führen wir mit den Kandidatinnen und Kandidaten halbstandardisierte Interviews. Die Auswertung dieser Interviews beinhaltet immer einen gewissen Interpretationsspielraum, was aber überhaupt nicht negativ sein muss. Die Expertinnen und Experten diskutieren das Potenzial der Prüflinge nach klaren und vorgegebenen Kriterien.

Was sind «Killerkriterien» für das Bestehen der Prüfung?

Es gibt drei Hauptkriterien. Zum ersten die Leistungsfähigkeit. Ein Drittel der Studierenden, die am Fachbereich Gesundheit frühzeitig aufhören, bricht das Studium aus Leistungsgründen ab. Zweitens die Sozialkompetenz, ohne die man vielleicht das Studium besteht, aber sicher nachher nicht in der Arbeitswelt zurechtkommt.

Das dritte Kriterium ist die Gewissenhaftigkeit. Etwas «durchziehen» können, auch wenn sich einem dabei Hürden in den Weg stellen. Nur wer bereits an der Eignungsabklärung den nötigen Biss zeigt, wird auch die sechs Semester Studium bewältigen können und ist für die Anforderungen im Berufsleben gewappnet.

Kann man Sozialkompetenz tatsächlich mittels Eignungsabklärung überprüfen?

Ganz klar, ja. Wie gesagt, führen wir mit den meisten Bewerberinnen und Bewerbern ein halbstandardisiertes Interview. Standardisierte Interviews sind aus psychologischer Sicht und neben Assessment Centers die besten

«Das Studium vermittelt berufspraktische Fähigkeiten sowie theoretische Grundlagen.»

Prädiktoren für Sozialkompetenz im Beruf. Aus diesem meist sehr intensiven und aufschlussreichen Gespräch lässt sich einiges in Sachen Sozialkompetenz ableiten.

Haben Sie konkrete Beispiele für solche Interviewfragen?

Jedes Gespräch läuft nach der vorgegebenen Struktur, aber natürlich angepasst an die Situation individuell ab. Wir fragen zum Beispiel nach der Motivation für die Studienwahl, nach Erfahrungen in der Interaktion mit anderen Menschen, nach kritischen Lebensereignissen



oder Belastungssituationen. Uns interessiert dabei, wie die Kandidatin, der Kandidat in solchen Situation reagiert und was sie oder er daraus gelernt hat. Die Informationen aus diesen Gesprächen geben uns wertvolle Hinweise über die Sozialkompetenz und über die Belastbarkeit der Kandidatin, des Kandidaten.

Wie aussagekräftig sind die Resultate aus der Eignungsabklärung?

Der Zusammenhang zwischen dem Resultat der Eignungsabklärung und den Modulnoten während des Studiums ist deutlich: Kandidatinnen und Kandidaten, die an der Eignungsabklärung gut abschneiden, werden mit grosser Wahrscheinlichkeit auch während des Studiums gute Noten haben.

... und später auch gute Berufsleute sein?

Dazu liegen uns bisher keine Zahlen vor. Aufgrund unserer Entwicklungsarbeit im Rahmen der Eignungsabklärung bin ich überzeugt, dass motivierte und erfolgreiche Absolventinnen und Absolventen auch engagiert ins Berufsleben einsteigen und entsprechend erfolgreich sind.

Was ist mit jungen Menschen, die zum Zeitpunkt der Eignungsabklärung noch nicht so weit sind, sich aber sicher während des Studiums entwickeln würden? Bekommen diese «Spätzünder» am Fachbereich Gesundheit keine Chance?

Uns ist bewusst, dass die Eignungsabklärung nur eine Momentaufnahme im Leben eines Menschen ist.

Aus diesem Grund erhalten alle Kandidatinnen und Kandidaten die Möglichkeit, die Prüfung nach einem Jahr zu wiederholen. Dies auch mehrmals, wenn gewünscht.

Welche Eigenschaften wünschen Sie sich als Leiter Eignungsabklärung von zukünftigen Studierenden?

Besonders wichtig finde ich die Freude am Kontakt mit anderen Menschen. Dann braucht es Intelligenz, eine differenzierte Beobachtungsgabe, Verantwortungsbewusstsein und eine gute Organisationsfähigkeit. Das Studium am Fachbereich Gesundheit vermittelt sowohl berufspraktische Fähigkeiten wie auch theoretische Grundlagen für die Forschung oder für weiterführende Aufgaben in der Praxis. Jemand, der am Fachbereich Gesundheit studieren will, muss sich für diese beiden Schwerpunkte interessieren und entsprechende Fähigkeiten mitbringen.

Nun ist es ja nicht ganz einfach, junge Leute für Gesundheitsberufe zu begeistern. Was braucht es, damit sich das ändert?

Wichtig ist sicher, die positiven Aspekte der Gesundheitsberufe noch deutlicher hervorzuheben – und deren gibt es ja sehr viele. Ich denke da an die äusserst spannende und vielseitige Tätigkeit mit viel Verantwortung, an die vielseitigen Möglichkeiten zur Weiterbildung oder die hervorragenden Zukunftsperspektiven. Berufe im Gesundheitswesen haben viele Sonnenseiten, nur gehen diese leider oft in den negativen Schlagzeilen unter.

Die Eignungsabklärung am Fachbereich Gesundheit

Der Regierungsrat des Kantons Bern legt die Anzahl Studienplätze für die Studiengänge des Fachbereichs Gesundheit jedes Jahr neu fest (für das Studienjahr 2013/14 sind es 333 Studienplätze). Die zweistufige Eignungsabklärung ist die Grundlage zur Vergabe dieser Studienplätze und läuft folgendermassen ab: Ein schriftlicher Teil (dauert max. sechs Stunden) bildet den ersten Teil der Prüfung. Wer diesen bestanden hat, wird zum mündlichen Teil der Prüfung aufgeboten. Geprüft werden unter anderem die kognitiven Fähigkeiten (Studierfähigkeit), die kommunikativen Fähigkeiten, Kontakt-, Konflikt- und Teamfähigkeit oder die Belastbarkeit und Ausdauer. Bei den Prüfungsinhalten handelt es sich um Beobachtungs-, Wahrnehmungs- und Interpretationsaufgaben. Logik, abstraktes Denken und Analysieren sind gefragt. Je nach Studiengang variiert die Eignungsabklärung in den Einzelheiten. Für ein Bachelorstudium am Fachbereich Gesundheit interessieren sich jedes Jahr rund 900 Personen.

Welcome, bienvenue und herzlich willkommen in der International Lounge

Seit einiger Zeit zeigt sich ein Teil der Cafeteria an der Schwarztorstrasse in neuem Design und mit internationaler Ausstrahlung. Als Treffpunkt und Anlaufstelle für Studierende, Dozierende und Mitarbeitende des Fachbereichs Gesundheit präsentiert sich die Lounge als zentrale Stelle rund um das Thema Internationales.



Julia Eisenblätter
Leiterin Internationales
julia.eisenblaetter@bfh.ch



Aileen Morgenthaler
Exchange Coordinator
aileen.morgenthaler@bfh.ch

Die International Lounge beweist Vielfalt; sie bietet eine komfortable und moderne Einrichtung zum Mittagessen, genügend Platz für Gruppenarbeiten und macht, auch dank ihrer prominenten Lage, Studierende und Mitarbeitende des Departements Wirtschaft, Gesundheit und Soziale Arbeit auf die verschiedenen Angebote im Bereich Internationales aufmerksam.

Speziell für die Studierenden des Fachbereichs Gesundheit bietet die Lounge Gelegenheit, sich rund um das Thema Auslandsaufenthalt zu informieren. Aber auch Dozierende und Mitarbeitende des Fachbereichs können sich über das vielfältige Angebot orientieren – etwa mithilfe eines Wikis am Computer oder direkt mit der Austauschkoordinatorin Aileen Morgenthaler. Gerne berät sie die Studierenden, Dozierenden und Mitarbeitenden des Fachbereichs Gesundheit vor Ort.

Unübersehbar weist der grosszügige Infoscreen auf die Partnerhochschulen des Fachbereichs Gesundheit hin und zeigt ausserdem spannende Erfahrungsberichte von Austauschstudierenden.

Der Raum bietet überdies die passende Atmosphäre für Veranstaltungen rund um das Thema Internationales. So hat beispielsweise vor Kurzem der Studiengang Hebamme einen «Chinalunch» durchgeführt, an dem Marianne Haueter über ihre erlebnisreiche Zeit als Gastdozentin in China berichtete, während die Zuhörenden ein asiatisches Menü geniessen durften.

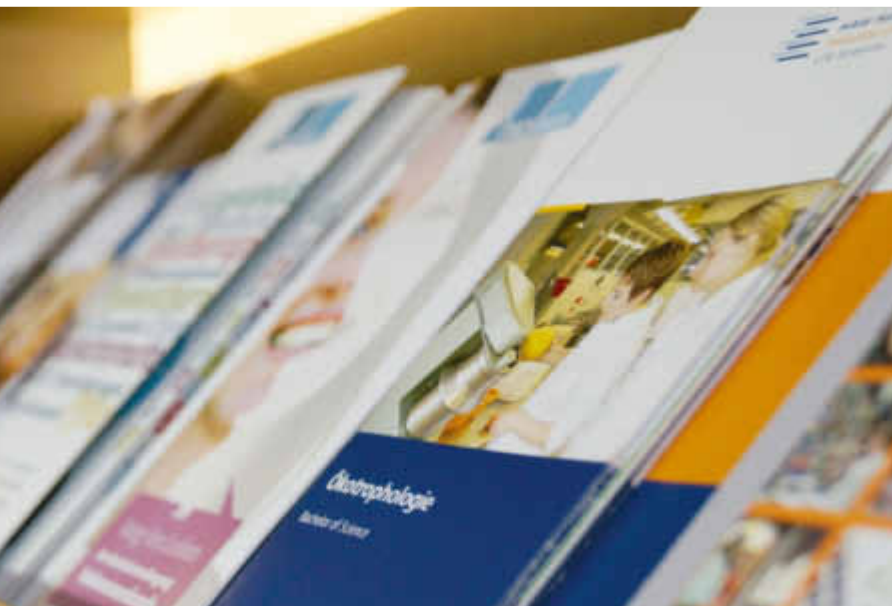
Anlässlich der Fachbereichskonferenz wurde den Mitarbeitenden die neue International Lounge mit ihren Vorzügen vorgestellt und schmackhaft gemacht. Die Gäste zeigten sich von der technischen Ausstattung des Raums beeindruckt und liessen sich von der Möglichkeit, Videokonferenzen oder Skype Meetings abzuhalten, begeistern. Es ist also jederzeit möglich, Dozierende von Partnerhochschulen virtuell an die Berner Fachhochschule zu holen.

Interessierte Personen sind herzlich willkommen, sich die International Lounge einmal persönlich anzusehen. Sie können es sich mit einem Kaffee gemütlich machen und dabei in einem der Newsletter des International Office blättern. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

1 Mitarbeiterin vor Ort: Dienstag und Donnerstag, 9.00 bis 12.00, Mittwoch: 13.00 bis 18.00 Uhr (nur während des Semesters).

2 Eine grosse Auswahl an Informationen zu den Partnerhochschulen.





Ambulante Pflege und Betreuung: ein aktuelles Weiterbildungsangebot



Stefanie Diviani-Preiswerk
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
stefanie.diviani@bfh.ch

Mitarbeitende von Spitex-Organisationen stehen immer wieder vor grossen Herausforderungen. In komplexen Situationen sind die Fachpersonen häufig auf sich allein gestellt. Spezifische und praxisorientierte Weiterbildungen nehmen die Bedürfnisse der Spitex-Mitarbeitenden auf und bieten Grundlagen, um die eigenen fachlichen Entscheidungs- und Handlungskompetenzen zu erweitern.

Wer im Internet nach der Wortkombination «ambulante Gesundheitsversorgung» sucht, bekommt innert weniger Sekunden Tausende von Artikeln und Beiträgen zur Auswahl auf dem Bildschirm präsentiert. In der Schweiz steigt die Nachfrage nach ambulant erbrachten medizinischen und pflegerischen Leistungen kontinuierlich. Der Bundesrat schreibt im Januar 2013 in seinem Bericht «Gesundheit 2020»:

«Die auf den 1. Januar 2012 eingeführte Spitalfinanzierung dürfte ausserdem dazu führen, dass die Versorgung zunehmend im (spital-)ambulanten und immer weniger im stationären Bereich stattfinden wird.»

Der Bedarf an qualifizierten Gesundheitsfachpersonen in der ambulanten Pflege und Betreuung nimmt unumstritten zu. In der Grundausbildung von Pflegefachpersonen können die Eigenheiten des ambulanten Bereichs aber nur ansatzweise erarbeitet werden. Fachpersonen, die sich aufgrund von Umstrukturierungen in ihrem Arbeitsbereich in der stationären Betreuung neu orientieren müssen oder aus andern Gründen im ambulanten Bereich eine neue berufliche Herausforderung suchen, brauchen dementsprechend ein zukunftsorientiertes Weiter-

Der Bedarf an qualifizierten Gesundheitsfachpersonen in der ambulanten Pflege nimmt zu.

bildungsangebot. Nicht nur Neueinsteigerinnen und -einsteiger im ambulanten Bereich wollen sich beruflich weiterbilden, auch für erfahrene Mitarbeitende braucht es attraktive Weiterbildungsmöglichkeiten. In den Statuten des Spitex Verbandes Schweiz ist die «Förderung der Aus- und Weiterbildung im

Spitexbereich» als Aufgabe verankert. Der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule nimmt die Bedürfnisse aus der Praxis auf und hat in diesem Bereich spezialisierte Fachkurse und Studiengänge entwickelt.

Wissen mit eigenen Erfahrungen verknüpfen

Fachpersonen, die in der ambulanten Pflege tätig sind, werden mit anderen Herausforderungen konfrontiert als ihre Kolleginnen und Kollegen im stationären Bereich. Auffällig ist der Umstand, dass die Mitarbeitenden einer Spitex-Organisation meistens allein arbeiten und notwendige Entscheidungen in akuten Pflege- oder Betreuungssituationen oftmals allein fällen müssen. Um die eigene Entscheidungs- und Handlungskompetenz zu stärken, müssen Pflegefachpersonen ihr Fachwissen immer wieder auffrischen. Sie benötigen auch die Fähigkeit, sich neue Erkenntnisse und neues Wissen anzueignen und dieses mit ihren eigenen Erfahrungen zu verknüpfen. Wer in seinem Berufsalltag in der Regel auf sich selber gestellt ist, schätzt in einer Weiterbildung den Austausch in der Gruppe besonders. Das Teilen von ähnlich erlebten Situationen ist eine effiziente und praxisnahe Art von Lernen. Innerhalb einer Weiterbildung geknüpfte Netzwerke werden oftmals auch nach Studienabschluss gepflegt.

Weitere Besonderheiten in der Tätigkeit im ambulanten Bereich sind die gesetzlichen Rahmenbedingungen (z. B. das neue Erwachsenenschutzgesetz), die Fallführung («Case Management») und das Abrechnungssystem (z. B. Resident Assessment Instrument – Home-Care). Diese Themen werden insbesondere im CAS-Studiengang (Certificate of Advanced Studies) «Ambulante Pflege – Pflege und Beratung in der Spitex» bearbeitet.

Mitarbeitende stehen vor ethischen Fragestellungen

Immer häufiger stehen in ambulanten Betreuungssituationen auch psychische Probleme von Pa-

tientinnen, Patienten und Kundinnen, Kunden im Vordergrund. Krisenbewältigung, Prävention von Rückfällen und die Förderung der Gesundheit gehören zu den vielfältigen Aufgaben der Pflegefachpersonen. Spezifische Konzepte und Modelle, die in der ambulant psychiatrischen Betreuung ihre Anwendung finden, sind Inhalte des CAS-Studiengangs «Ambulante psychiatrische Pflege». Die besonderen Umstände, die eine Betreuung im privaten Umfeld von Betroffenen mitbringen, stellen die Mitarbeitenden auch vor verschiedene ethische Fragen. Wie weit lässt sich die Pflegefachperson auf eine Situation ein? Welches sind ihre Möglichkeiten? Wo setzt sie ihre Grenzen? Welche Haltung vertritt die Pflegefachperson, wenn es beispielsweise um den Suchtmittelkonsum von Klientinnen und Klienten geht? In speziell erarbeiteten Ethikmodulen innerhalb des Studiengangs werden diese und weitere Fragen, basierend auf ethischen Hintergrundtheorien, diskutiert.

Das Tätigkeitsfeld «Pflege und Betreuung im ambulanten Bereich» ist sehr dynamisch, deshalb passt sich auch das Weiterbildungsangebot inhaltlich und in der Form dem steten Wandel an.

Studierende hinterfragen Gewohnheiten und gewinnen neue Perspektiven für die Pflege- und Betreuungssituationen von unterschiedlichen Patienten- und Klientelgruppen.

Nicht jede Situation, auf die eine Fachperson in der Spitex potenziell treffen kann, wird innerhalb der Weiterbildung explizit erörtert. Doch sollen die Studierenden anhand von exemplarischen Fallbeispielen Grundlagen erhalten, die es ihnen erlauben, in konkreten Situationen fachgerecht zu handeln.

Wer im Berufsalltag auf sich selber gestellt ist, schätzt den Austausch in der Gruppe.

Die Fähigkeit, eine Handlung oder einen Entscheid aus einem Beispiel auf die momentane Situation zu übertragen, wird mit entsprechenden Übungen und Aufgaben trainiert. Es ist Ziel jeder Weiterbildung, dass die Fachpersonen in ihrem Arbeitsalltag – gerade bei unvorhergesehenen Herausforderungen – sicherer werden und so Patientinnen, Patienten sowie Klientinnen, Klienten umfassend behandeln und betreuen können.

Literatur

Bundesamt für Gesundheit (2013). Die gesundheitspolitischen Prioritäten des Bundesrates. Abgerufen am 04.12.2013: <http://www.bag.admin.ch/gesundheit2020/>
Spitex Verband Schweiz (1998). Statuten. Abgerufen am 04.12.2013: <http://www.spitex.ch/index.cfm/CFA46D68-E947-FF4A-E88B14767BB81650/>



Abschlussfeier der Master- und Bachelorstudiengänge

Berner Fachhochschule, Fachbereich Gesundheit, 14. November 2013, Kultur-Casino Bern

Master of Science in Pflege

Die Diplomandinnen: Barmettler Katja, Ennetbürgen; Lehmann Anke, St. Gallen; Peter Karin, Uster; Ritschard Ugi Karin, Bern; Ryser Agnes Elisa, Bern; Stauffer Yvonne Ursine, Bern; Thomas Karin, Lyss; Tola Eva Janic, Bern; Wenger Aline, St. Gallen; Zürcher Marianne, Bern

Master of Science in Physiotherapie

Die Diplomierten: Aebischer Bernhard Franz, Schmitten FR; Cerri Adrien, Allschwil; Habers Antonius Jakobus B., Bäriswil BE; Habers-Jongsma Hillegonda, Bäriswil BE; Hafner Mirjam Andrea, Bern; Heynen Simone, Naters; Kessler Jessica, Bern; Marsico Petra,

Inwil; Moser Helene, Schüpfen; Raab Anja, Luzern; Schitter Agnes Maria, Bern; Suica Zorica, Goldach

Bachelorstudiengang Pflege Vollzeit

Die Diplomierten: Ambord Milene, Meikirch; Eichenberger Anja Tabea, Sutz; Früh Martina Sarah, Bern; Fuhrer Miranda, Langnau i. E.; Graf Katrin Julia, Bern; Gut Martina, Triengen; Haller Mirjam Susanne, Aarau; Inniger Melanie Tatjana, Bolligen; Küenzi Nadja, Burgistein; Kunz Sandra Verena, Bern; Luthiger Daria, Schüpfheim; Marku Monika, Nunningen; Marti Vera Jeannette, Lohn-Ammansegg; Miracco Romina, Solothurn; Nkurunziza Marie Grace, Liestal; Rados Mateja, Brugg BE; Rüttimann Florian, Roggwil BE;



Schaad Carole, Starrkirch-Wil; Schiegg Katia, Täuffelen; Schmid Elena, Tamins; Spörri Lukas Joel, Kappel SO; Walser Julia, Busswil b. Büren; Winterberger Nadine Andrea, Meiringen; Wyler Lea, Frutigen

Die Diplomierten absolvieren aufgrund ihrer Vorbildung kein berufsspezifisches Zusatzmodul in der Praxis und können ihr Bachelordiplom direkt entgegennehmen.

Bachelorstudiengang Pflege Vollzeit

Die Absolvierenden: Ajanic Dorea, Bösinggen; Andereggen Stefanie Angela, Visperterminen; Arnold Murielle Chantal, Ittigen; Beyeler Jael Naemi, Detligen; Bieri Sandra Petra, Sörenberg; Bilger Selina Simone, Herzogenbuchsee; Brand-Fuhrer Corinne, Bern; Flück Daniela Sabrina, Langenthal; Gasser Andrea, Nunningen; Geissbühler Sabrina, Englisberg; Grieb Vanessa, Schwarzenburg; Häfliger Johanna Clara, Sarnen; Hänecke Regula, Ittigen; Hofmann Lea Noemi, Sutz; Imwinkelried Nicole, Naters; Jaccard Leonie, Wichtrach; Kaufmann Livia, Solothurn; Leuthard Stephanie Nicole, Langenthal; Näf Simona, Langenthal; Oggier Michèle, Turtmann; Pfammatter Nina, Baltschieder; Rohrer Livia, Thun; Romano Veronica, Heiden; Sardenberg Marbet Anna Paula, Bern; Schlüchter Sina Helena, Gümmenen; Studer Ramona, Steffisburg; Sutter Tiffany Lynne, Bellmund; Teuscher Christine Doris, Bern; Thalmann Veronika, Flühli LU; Volken Jennifer, Brig; Walther Joseline Janique, Staffelbach; Wey Aline Danielle, Luzern; Widmer Andrea Susanne,

Bern; Wildbolz Jennifer, Murten; Wymann Remo, Wabern; Wyssen Chantal, Unterbäch VS; Zumbrunn Leonie Anna, Wittinsburg; Zumbühl Lorena, Hochdorf

Die Absolvierenden müssen noch das zehnmonatige berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis absolvieren, bevor sie das Bachelordiplom entgegennehmen können.

Bachelorstudiengang Pflege, berufsbegleitend (für diplomierte Pflegefachpersonen)

Die Diplomierten: Baumann Martina, Heimberg; Beeri Simone, Spiez; Berger Wermuth Gabriele, Bern; Brönnimann Ursula, Aeschlen ob Gunten; Camenzind Elena Evelyn, Luzern; Dennler Nadine, Beinwil am See; Durrer Michael, Oberkirch LU; Gutknecht Matthias Christian, Heimberg; Hafner Claudia, Lenzburg; Hawlitschek Erika, Zürich; Hecht Nadja, Schönenwerd; Herrnschmidt Jenny, Jens; Köbler Christiane, Suhr; Komani Kastriot, Dagmersellen; Meyer Eveline Laura, Luzern; Milse Marion, Unterseen; Rohrbach Stefan, Bättwil; Rösselet Sabrina, Bremgarten b. Bern; Stäubli Nathalie Lana, Deitingen; Thoms Anja Doris, Bern; Wussler Ramona Carina, Maisprach; Wyss Roman Pascal, Steffisburg; Zürcher Simeon Joël, Bern

Beim berufsbegleitenden Studiengang Pflege entfällt das berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis; die Diplomierten haben ihr Bachelordiplom direkt erhalten.



Bachelorstudiengang Physiotherapie, Standort Bern

Die Absolvierenden: Abegglen Marie-Thérèse, Mürren; Banz Anita Priska, Sursee; Bärlocher Ramona, Rothrist; Berger Lara Franziska, Niederscherli; Bisig Michela Andrea, Zuchwil; Böhni Maxime Magie, Luzern; Brand Martina, Wasen im Emmental; Bühlmann Thomas, Thun; Dähler Jonas, Thun; Dummermuth Monique, Seftigen; Eggen-schwiler Severin Elias, Büsserach; Etter Nicole Evelyne, Schwarzhäusern; Ferraro Matteo Giuseppe, Solothurn; Fleming Brigitte, Ipsach; Frey Sarah Diane, Dotzigen; Grünig Geraldine, Wangen an der Aare; Heuberger Michaela Sandra, Bern; Hofer Nina Marina, Malters; Hofmann Inglima Natalia, Scuol; Imhof Sabrina, Aristau; Irniger Stefanie, Oberrohrdorf; Kiser Manuela, Ebikon; Ledermann Tanja, Lyss; Luternauer Valérie, Roggliswil; Meier Nicole Elisabeth, Rütihof; Merz Nora Patrizia, Gretzenbach; Muster Andrea Daniela, Schüpfen; Näff Rebecca Laura, Balzers; Nötzli Annina Barbara, Liebefeld; Reuteler Stefan, Spiez; Ringgenberg Mariano Gabriel, Nidau; Roth Bastian Thomas, Studen BE; Schaffner Lisa, Steffisburg; Schenk Adrian, Steffisburg; Schlatter Daniela Kristina, Wohlen b. Bern; Schmid Jessica, Thun; Schmutz Nicole Therese, Münsingen; Schori Manuela Kim, Bern; Stooss Sandra, Lobsigen; Suter Simone Andrea, Biembach; Vogler Aldo, Sarnen; Waber Kevin Niklaus, Zollikofen; Wermuth Nicole, Rüdtilgen; Zahnd Anna, Steffisburg

Die Absolvierenden müssen noch das zehntonatige berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis absolvieren, bevor sie das Bachelordiplom entgegennehmen können.

Bachelorstudiengang Physiotherapie, Standort Basel

Die Absolvierenden: Achermann Christine, Sempach Station; Ackermann Dominik, Mümliswil; Aeschlimann Brigitte, Glashütten; Aeschlimann Marietta, Wyssachen; Beer Mirjam, Lützelflüh-Goldbach; Bögli Roman, Spiez; Brandt-Dit-Gruerin Jane Simone, Brugg

AG; Brun Anja, Thürnen; Coray Lena Anna, Solothurn; Däster Sarah, Brittnau; Dousse Miriam, Oberschrot; Eggenberger Stefanie Manuela, Seengen; Fluri Anika, Derendingen; Friedli Simone Rahel, Oberburg; Frutiger Peter Urs, Kaiseraugst; Häfelfinger Sandra, Eptingen; Hayoz Julia, Bern; Helbling Simone Olivia, Bern; Hirsiger Anna, Thierachern; Hug Nathalie Tanja, Bettlach; Kronig Sarah Bianca, Zermatt; Megharia Salim, Weil am Rhein; Meier Dominic Manuel, Hunzenschwil; Moor Michael, Liebefeld; Reinhard Fiona Rebecca, Stettlen; Rich Eveline, MuttENZ; Richard Tabea Sabrina, Grenchen; Riemek Andrea Claudia, Bottmingen; Roos Nathalie, Escholzmatt; Ruf Julia, MuttENZ; Salvisberg Raphaela, Binningen; Schaub Manuela, Binningen; Schenk Gabriela, Oeschseite; Schmidlin Simon Philipp, Basel; Schohe Janna Aline, Würzburg; Schreiber Nora, Birsfelden; Schwab Nicole Sandra, Orpund; Siegfried Tanja, Gsteig b. Gstaad; Soltermann Meta Irin, Effingen; Stauffer Michèle Martine, Herzogenbuchsee; Stucki Manuel, Signau; Vogt Mirjam, Allschwil; Wee Desmond Ralph, Klingnau; Winter Rebecca, Münchwilen AG; Wyss Daniel, Basel; Zwysig Mirjam Antonia, Ebikon

Die Absolvierenden müssen noch das zehntonatige berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis absolvieren, bevor sie das Bachelordiplom entgegennehmen können.

Bachelorstudiengang Ernährung und Diätetik

Die Absolvierenden: Allenbach Natalie, Habsburg; Birrer Stefanie, Obergösgen; Bosch Corinne, Warth; Bosshard Tina, Aadorf; Bühlmann Corinne Andrea, Ormalingen; Cajacob Ladina, Igis; Casutt Norina, Adligenswil; Christen Germaine, Basel; Erni Bettina, Muri AG; Felder Céline, Entlebuch; Fernandez Susana, Schönenbuch; Geiser Martina Sabrina, Oftringen; Gysin Sarah, Bennwil; Häfeli Daniela Petra, Bern; Hess Fiona Christina, Schafisheim; Kilchenmann Andrea Brigitte, Wikon; Killer Nicole, Mellingen; Krontiris Leander Atha-



nasios, Wabern; Kurth Sarah Maria, Bössingen; Lampis Danila Pamela, Basel; Landolt Kristin Dominique, Zürich; Lehner Sarah, Bürchen; Leuenberger Nadia, Murten; Mahnig Antonia, Sursee; Martin Marina, Schmiten FR; Maurer Kim Ruth, Mühlethurnen; Misteli Jeannine, Allschwil; Morf Eliane Nadine, Nottwil; Mühlebach Gina, Grosswangen; Norton Tamara Nicola, Zürich; Röthlisberger Frouke Elise; Bärau; Schaller Fabienne Cornelia, Münchenstein; Seck Mariama, Basel; Stettler Ramona Angela, Lyss; Stirnimann Sophie, Basel; Stooss Karin, Wileroltigen; Strahm Rachel, Steffisburg; Vinci Gioia, Mönchaltorf; Waldmeier Marianne C. Beatrice, Basel; Weber Sandra Andrea, Thüren; Zumstein Silvia, Sarnen

Die Absolvierenden müssen noch das zehnmonatige berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis absolvieren, bevor sie das Bachelordiplom entgegennehmen können.

Bachelorstudiengang Hebamme Vollzeit

Die Absolventinnen: Acaröz Aylin Nadine, Basel; Achermann Debra, Hellbühl; Aemmer Martina, Interlaken; Augsburg Andrea Maria, Zimmerwald; Baumgartner Simone, Zofingen; Beffa Sabrina, Baden; Blank Fabienne, Ins; Bommersheim Nina Hannelore, Hägendorf; Brechbühl Sophie, Bern; Bürgler Julia, Luzern; Croisier Melina, Safnern; Eberhart Anna Kristina, Bern; Ettlin Stefanie, Bern; Flückiger Melanie, Lützelflüh-Goldbach; Gächter Sathya Viviane, Brügg BE; Germann Anita, Wengi b. Frutigen; Gilomen Patrizia Angela, Ostermundigen; Haefliger Anina Verena, Bern; Hagedorn Peggy, Münchenbuchsee; Hajruli Gjylferije, Gerlafingen; Hochuli Andrea Meret, Oberdiessbach; Imboden Seraina Katharina, Bern; Kunz Jael Danja, Worblaufen; Lusser Aline, Steinhausen; Martin Giulietta Eva I., Spiez; Mattli Eva, Oberbipp; Meier Virginia Patrizia, Erschwil; Meola Giovannina, Rheinfelden; Näf Barbara Sabine, Sursee; Otti Christa, Bern; Peter Maya Susanna Alexandra, Zweisimmen; Ratti

Andrina Nora, Bern; Rudolf Annette Viviane, Feldbrunnen; Seez Samira Mareike, Lörrach; Strebel Dominique Michele, Zuchwil; Stucky Karin, Biel/Bienne; Von Gunten Michelle, Frutigen; Wagner Jacqueline Cécile, Luzern; Weber Delia, Münsingen; Weller Laura-Maria, Lörrach; Wyss Sarah, Zürich; Zeier Julia Dorothea, Luzern; Zimmermann Corinne, Liestal

Die Absolventinnen müssen noch das zehnmonatige berufsspezifische Zusatzmodul in der Praxis absolvieren, bevor sie das Bachelordiplom entgegennehmen können.

Bachelorstudiengang Hebamme (verkürzter Studiengang für diplomierte Pflegefachpersonen)

Die Diplomandinnen: Burkhardt Katrin, Basel; Fehrmann Nicole, Niederlenz; Frey Patrizia, Zürich; Gerster Isabelle, Gunten; Grossbacher Eliane, Köniz; Huber Michèle Nathalie, Neuenhof; Klahre Daniela, Eschenbach LU; Leber Jolanda, Wil AG; Lutz Anna Lena, Zürich; Müller Jasmin Sabina, Luzern; Reber Susanne, Bern; Schoch Nadja, Wetzikon ZH; Seiler Ramona, Wohlschwil; Strahm Michelle, Bern; Vogel Christine Rahel, Zürich; Weber Susanne, Bern; Widmer Petra Jolanda, Kriens; Wiederkehr Judith, Wernetshausen

Die Diplomandinnen absolvieren aufgrund ihrer Vorbildung kein berufsspezifisches Zusatzmodul in der Praxis und können ihr Bachelordiplom direkt entgegennehmen.

Master of Advanced Studies in Mental Health

Die Diplomierten: Andersson Sven Göran, Bern; Berner Markus, Wangen an der Aare; Klein Tutica Adriana-Delia, Summaprada; Schneider Jacqueline, Bern; Wolf-Grauwiler Katharina, Reinach BL

Master of Advanced Studies in Rehabilitation

Die Diplomandin: Weidner Corinne, Gampel



Pascale Lavina liess ihre Karriere sausen, um nochmals die Schulbank zu drücken. Heute ist sie erfolgreicher denn je



Das Pflegezentrum Wydenpark in Studen glänzt in der hellen Vormittagssonne. Pascale Lavina steht mit einem herzlichen Lachen im Türrahmen ihres kleinen Büros im Erdgeschoss des Neubaus. Als Heimleiterin des im März 2013 eröffneten Betriebs begleitet sie täglich ein übervoller Terminkalender. Pascale Lavina besitzt jedoch die Gabe, sich auf die wichtigsten Dinge zu konzentrieren und stetig «eins nach dem andern» zu erledigen. Und: Sie weiss, was sie will, und wusste es schon immer. Als Jugendliche wollte sie erst einmal weg von zu Hause und entschied sich dafür, eine Hotelfachschule in der Westschweiz zu besuchen. Hier entdeckte sie ihre Leidenschaft für betriebswirtschaftliche Zusammenhänge und liess der Hotelfachschule ein Studium in Betriebswirtschaft an der Universität St. Gallen folgen. Pascale Lavina spricht klar, schnell und ohne grosse Pausen. Ihre 20 Jahre Berufserfahrung nach der HSG verpackt sie in kurze, knappe Sätze. «Da war viel Leerlauf mit dabei», sagt sie.

Ein harter Einstieg ins Bachelorstudium in Pflege

Pascale Lavina, erfolgreiche Finanz- und IT-Spezialistin, mit einem ausgefüllten und spannenden

Leben, glücklich verheiratet, steigt 2008 in den Bachelorstudiengang in Pflege an der Berner Fachhochschule ein und drückt die Schulbank mit meist 20-jährigen Studentinnen und Studenten. Es sei ein harter Einstieg gewesen, gibt Pascale Lavina zu. Doch sie habe gewusst, dass sie genau das wolle: an die Basis, eine praxisbezogene Ausbildung, Wissen, das ihr erlaube, selber anzupacken, und mit diesem Wissen dann etwas Eigenes in der Alterspflege aufziehen zu können.

Als Heimleiterin ist Pascale Lavina froh, dass sie selber etwas von Pflege versteht. «Viele Führungskräfte vernachlässigen heute die Fachlichkeit, sind nicht mehr verankert im effektiven Kerngeschäft», sagt sie. Und Pflege sei nun mal eben das Kerngeschäft im Pflegeheim. Als Betriebswirtschafterin kennt sie all die unterschiedlichen Führungs- und Organisationsinstrumente und ist überzeugt: «Vieles davon endet als reine Papiertiger und scheitert vor der Umsetzung in der Praxis.» Und genau davon hatte sie eben genug, als sie sich für das Bachelorstudium in Pflege anmeldete.

Mit ihrer Fachkompetenz schafft sich Pascale Lavina im Wydenpark denn auch viel Respekt. Sie

kann sowohl in der Hotellerie wie auch in der Pflege mitreden, weiss auch hier, was und wie sie etwas will, und springt in der Pflege regelmässig als Springerin ein. «So kann ich realistisch beurteilen, was sich tatsächlich umsetzen lässt und was eher nicht.» Aus dem Bachelorstudium ist der Pflegefachfrau vor allem das Wissen aus den Skillstrainings (praktischer Unterricht) geblieben – und die Grundeinstellung zur Wissenschaftlichkeit: «Kritisch sein und fundiert nachfragen.» Dann habe sie auch gelernt, zu beobachten. «Detailliert beobachten und einschätzen, ohne immer gleich zu interpretieren.»

Ein gutes Netzwerk ist unverzichtbar

Während des Studiums setzt sich Pascale Lavina für die Gründung des Vereins Alumni BFH Gesundheit ein. Sie macht Werbung bei ihren Mitstudentinnen und -studenten und kann einige für ihr Vorhaben gewinnen. «Als erfahrene Berufsfrau wusste ich, wie wichtig ein gutes Netzwerk ist.» Mit 39 Jah-

ren war sie Vizedirektorin der Firma CSL Behring, «jung und nicht vernetzt», wie sie betont. Aus dieser damals schwierigen Situation hat sie viel gelernt und ist heute überzeugt, dass ein gutes Netzwerk für ein erfolgreiches Berufsleben unverzichtbar ist. Pascale Lavina wirkt als Gründungspräsidentin des Vereins Alumni BFH Gesundheit mit, zieht sich dann aber langsam zurück; sie will ihren jüngeren Kolleginnen das Feld überlassen. Dank der Aufbauarbeit von Pascale Lavina ist der Verein Alumni BFH Gesundheit heute eine gut funktionierende und dynamische Einheit. Natürlich muss der noch junge Verein weiter wachsen und sich etablieren, «doch das braucht eben Zeit».

Den grossen Traum verwirklichen

Pascale Lavina schaut auf die Uhr. Lange hat sie nicht mehr Zeit für unser Interview. Ein Haufen Arbeit wartet auf die Unternehmerin. Zwar amtiert sie erst seit einem guten Jahr als Heimleiterin im Wy-

Verein Alumni BFH Gesundheit

Der Verein Alumni BFH Gesundheit unterstützt den Kontakt und Austausch seiner Mitglieder unter sich und fördert deren weitere Beziehungen zum Fachbereich Gesundheit. Der Verein bietet Möglichkeiten für die Vernetzung der Mitglieder durch Informations- und Erfahrungsaustausch. Er fördert das Ansehen und die Qualität der Abschlüsse des Fachbereichs Gesundheit auf wissenschaftlicher, berufs- und bildungspolitischer Ebene.

Der Fachbereich Gesundheit will die Mitglieder des Vereins Alumni BFH Gesundheit in die Praxisausbildung der Studierenden, in die angewandte Forschung und Entwicklung und Weiterbildung sowie in kulturelle und soziale Aktivitäten einbeziehen. Auf diese Weise wird das Erfahrungspotenzial der Mitglieder genutzt, um neue Impulse hinsichtlich der Weiterbildung der Aus- und Weiterbildung im Fachbereich Gesundheit zu gewinnen.

Studierende der Bachelor- und Masterstudiengänge des Fachbereichs Gesundheit der Berner Fachhochschule sind nach dem Erhalt der Diplomierungunterlagen automatisch Mitglieder des Vereins Alumni BFH Gesundheit. Das erste Jahr der Mitgliedschaft ist beitragsfrei. Absolventinnen und Absolventen der früheren Schulen für Physiotherapie, Hebammen und Ernährungsberatung, Mitarbeitende des Fachbereichs Gesundheit sowie Absolvierende von Weiterbildungsstudiengängen des Fachbereichs Gesundheit können ebenfalls Mitglied des Vereins werden. Der Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule legt grossen Wert auf die Interdisziplinarität. So soll auch der Verein Alumni BFH Gesundheit interdisziplinär aus Vertreterinnen und Vertretern aller Studienrichtungen des Fachbereichs Gesundheit zusammengesetzt sein.

«Wir müssen lernen, mehr zu beobachten und weniger zu interpretieren.»

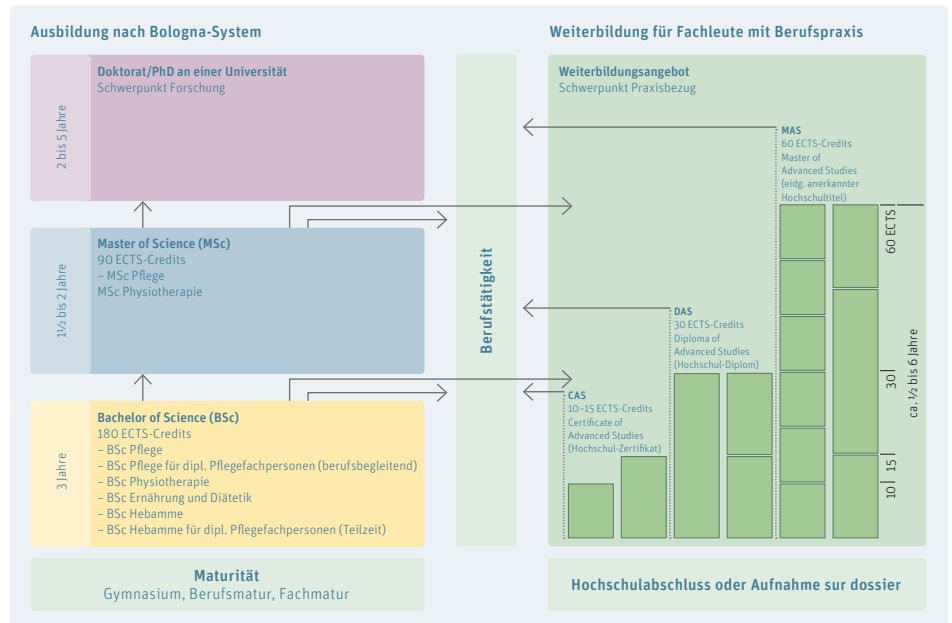
denpark. Dass sie aber nicht bis zur Pension bleiben will, ist allen klar. «Ich wollte schon immer mein eigenes Unternehmen», sagt Pascale Lavina und lacht. Als ihr die Stelle als Heimleiterin in Studien angeboten wurde, habe sie mit offenen Karten gespielt: «Der Verwaltungsrat kennt meine Pläne.» Bis in ein, zwei Jahren, so hofft Pascale Lavina, wird sie sich ihren Traum erfüllt haben. Eine Altersheim mit Ferienbetten für betagte Menschen. Der Kanton hat Pascale Lavina bereits grünes Licht für die Umsetzung gegeben. Konzept und Finanzierungsmöglichkeiten, alles steht parat – nur die geeigneten Räumlichkeiten fehlen ihr noch. Doch Pascale Lavina ist zuversichtlich und: «Pressieren tut es ja nicht.» Genug zu tun gibt es im Wydenpark allemal. Pascale Lavina arbeitet jeden Tag durchschnittlich zehn bis elf Stunden. Sie arbeite gerne viel, habe aber keine Probleme, zu Hause abzuschalten. Sie liebt es zu kochen, zu lesen oder macht ausgedehnte Spaziergänge mit ihrem Mann.

Wenn Pascale Lavina ausser Haus ist, läuft im Wydenpark weiter alles rund. «Ich kann mich hundertprozentig auf mein Team verlassen», sagt sie, und es folgt ein weiterer Blick auf die Uhr. Punkt zehn Uhr gibt es kein Halten mehr. Pascale Lavina will ihre Pflegedienstleiterin nicht warten lassen – zu wichtig sind die anstehenden Themen, und zu ernst nimmt die Heimleiterin ihre Führungsfunktion im Wydenpark.

Aus- und Weiterbildungen an der Fachhochschule

Die Weiterbildungsstudiengänge des Fachbereichs Gesundheit beruhen auf wissenschaftlicher Grundlage. Sie sind praxisorientiert konzipiert und modular aufgebaut. Verschiedene Fachkurse und CAS-Studiengänge können zu einem DAS- und/oder einem MAS-Abschluss kombiniert werden. Der Mastertitel ist geschützt. Jeder MAS-Studiengang wird mit einem eidgenössisch anerkannten Masterdiplom (Master of Advanced Studies) der Berner Fachhochschule abgeschlossen.

Die Studienleitungen der jeweiligen Disziplin beraten Sie gerne in der Planung Ihrer persönlichen Weiterbildung. weiterbildung.gesundheit@bfh.ch
Telefon + 41 31 848 45 45



Angebot	Datum	Web-Code
Interdisziplinäre Weiterbildungen		
Fachkurs Anleitung von Studierenden in der Praxis	Februar 2014	K-O-30
Fachkurs Englische Artikel lesen	November 2014	K-INT-12
Fachkurs Reflektierte Praxis-Wissenschaft verstehen (Fachkurs zum nachträglichen Titelerwerb NTE)	Start jeweils Februar, April, August 2014	K-O-31
Fachkurs Wissenschaftliches Arbeiten für Praxis und Weiterbildungsstudium	Januar 2014	K-INT-1
Prüfungsmodul Wissenschaftliches Arbeiten für Praxis und Weiterbildungsstudium	13. März 2014 oder 25. November 2014	K-INT-13
Psychische Gesundheit und Krankheit		
MAS Mental Health	Das MAS-Studium ist modular aufgebaut und setzt sich aus verschiedenen Fachkursen, CAS-Studiengängen und einem Abschlussmodul zusammen.	M-O-2
DAS Psychische Gesundheit	Das DAS-Studium ist modular aufgebaut und setzt sich aus verschiedenen Fachkursen, CAS-Studiengängen und einem Abschlussmodul zusammen.	D-O-2
CAS Ambulante psychiatrische Pflege	September 2014	C-SPE-15
CAS Forensisch psychiatrische Pflege und Betreuung	September 2014	C-PSY-4
CAS Kinder- und jugendpsychiatrische Pflege und Betreuung	September 2014	C-SPE-13
CAS Psychiatrische Pflege	September 2014	C-O-14
CAS Verbesserung der Gesundheit	September 2014	C-SPE-3
Fachkurs Adherencetherapie	März 2014	K-O-102
Fachkurs Gesundheitsförderung	Oktober 2014	K-PSY-10
Fachkurs Kognitive Verhaltenstherapie	März 2014	K-PSY-4
Fachkurs Krisen- und Kurzzeitinterventionen	März 2014	K-PSY-7
Fachkurs Lösungsorientierte Gesprächsführung	März 2014	K-PSY-15
Fachkurs Motivational Interviewing	Oktober 2014	K-PSY-5
Fachkurs Pflegeprozess bei psychischen Störungen	März 2014	K-PSY-13
Fachkurs Psychiatrie	September 2014	K-PSY-2
Fachkurs Psychoedukation	Oktober 2014	K-PSY-11
Fachkurs Public Health	März 2015	K-PSY-3
Fachkurs Recovery	März 2014	K-PSY-14
Fachkurs Suizidprävention	Start Frühjahr 2015	K-PSY-19

Angebot	Datum	Web-Code
Spezialisierte Pflege		
MAS Spezialisierte Pflege	Das MAS-Studium ist modular aufgebaut und setzt sich aus verschiedenen Fachkursen, CAS-Studiengängen und einem Abschlussmodul zusammen.	M-PFL-4
DAS Spezialisierte Pflege	Das DAS-Studium ist modular aufgebaut und setzt sich aus verschiedenen Fachkursen, CAS-Studiengängen und einem Abschlussmodul zusammen.	D-PFL-1
DAS Passerelle Spezialisierte Pflege	Das DAS-Studium Passerelle besteht aus den Fachkursen «Wissenschaftliches Arbeiten für Praxis und Weiterbildungsstudium» und dem DAS-Abschlussmodul.	D-PFL-3
CAS Ambulante Pflege – Pflege und Beratung in der Spitex	September 2014	C-PFL-3
CAS Clinical Assessment und Decision Making	September 2014	C-O-34
CAS Schmerzmanagement	Oktober 2014	C-PSY-2
CAS Sexuelle und Reproduktive Gesundheit	Januar 2014	C-PFL-2
CAS Study Nurse	September 2014	C-PFL-4
Fachkurs Clinical Assessment	September 2014	K-PHY-14
Fachkurs Clinical Decision Making	Januar 2014	K-PHY-13
Physiotherapie		
MAS Rehabilitation	Das MAS-Studium ist modular aufgebaut und setzt sich aus verschiedenen Fachkursen, CAS-Studiengängen und einem Abschlussmodul zusammen.	M-O-3
CAS Lymphologische Therapie	August 2014	C-PHY-3
CAS Lymphologische Therapie (verkürzt)	September 2014	C-PHY-8
CAS Manuelle Therapie SAMT Advanced	Januar 2014; nächste Durchführung ab Januar 2015	C-PHY-4
CAS Manuelle Therapie SAMT Basic	Januar 2014; nächste Durchführung ab Januar 2015	C-PHY-2
CAS Myofasziale Triggerpunkttherapie DGSA (verkürzt)	Start Herbst 2014	C-PHY-13
CAS Neuro-Developmental Treatment NDT Grundkurs Bobath für Kinder	März 2014	C-PHY-11
CAS Neuro-Developmental Treatment NDT Französisch (in Planung)	Start Herbst 2014 oder Frühjahr 2015	C-PHY-9
CAS Neurorehabilitation – Bobath Konzept (verkürzt)	April 2014	C-PHY-10
CAS Sportphysiotherapie – Sport und Rehabilitation in der Praxis	März 2014	C-O-36
Fachkurs Physiotherapie auf der Intensivstation Basic	April 2014	K-PHY-18
Fachkurs Propriozeptive Neuromuskuläre Fazilitation PNF	März 2014	K-PHY-6
Fachkurs Propriozeptive Neuromuskuläre Fazilitation PNF (verkürzt)	Start Herbst 2014	K-PHY-11
Fachkurs Respiratorische Physiotherapie Basic	März 2014	K-PHY-3
Fachkurs Vertiefung Neurorehabilitation	August 2014	K-PHY-16
Ernährung und Diätetik		
Fachkurs Gesundheitsziele erfolgreich coachen	Januar 2014	K-ERB-20
Fachkurs Mangelernährung	Herbst 2014	K-PFL-2
Fachkurs Vertiefung in ERB (Synthesemodul)	Februar 2014	K-O-32
Kurs Ausgewählte Kapitel der Pharmakologie für ERB	Frühjahr 2014	K-ERB-15
Kurs Effektiver und intuitiver beraten mit Focusing	10. und 24. Januar 2014	K-ERB-5
Grundkurs Zöliakie und glutenfreie Ernährung	2. und 3. Mai 2014 sowie 14. und 15. November 2014	K-ERB-9
Kurs Hunger und Sättigung – wie wird Nahrungsaufnahme reguliert?	31. Januar 2014	K-O-37
Kurs Nahrungsmittelallergien – eine spannende Herausforderung im Beratungsalltag	14. und 15. Februar 2014 sowie 28. und 29. November 2014	K-ERB-10
Kurs Unspezifische Magen-Darm-Beschwerden	20. und 21. März 2014	K-ERB-3
Hebamme		
CAS Still- und Laktationsberatung	August 2014	C-HEB-2
Fachkurs Komplexe Situationen im Hebammenalltag üben	Mai 2014	K-HEB-10
Fachkurs Schwangerschaft, Geburt, Muttersein und Psyche	Oktober 2014	K-HEB-7
Management im Gesundheitswesen		
CAS Medizincontrolling	Start Herbst 2014	C-QM-1
CAS Qualitätsmanagement im Gesundheits- und Sozialwesen	April 2014	C-QM-2

Berner Fachhochschule

Fachbereich Gesundheit
Murtenstrasse 10
3008 Bern

Telefon +41 31 848 35 00

Fax +41 31 848 35 01

gesundheit@bfh.ch

gesundheit.bfh.ch

Studium

- Bachelor of Science in Pflege
- Bachelor of Science in Physiotherapie
- Bachelor of Science in Ernährung und Diätetik
- Bachelor of Science Hebamme
- Master of Science in Pflege
- Master of Science in Physiotherapie

Weiterbildung

- Fachkurse / Kurse
- Master of Advanced Studies, Diploma of Advanced Studies, Certificate of Advanced Studies
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Fachberatung
- Organisationsentwicklung für Gesundheitsinstitutionen
- Qualitätsmanagement
- Kommunikationstraining

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Forschungsprojekte mit Praxispartnern
- Evaluationen
- Forschungsunterstützung